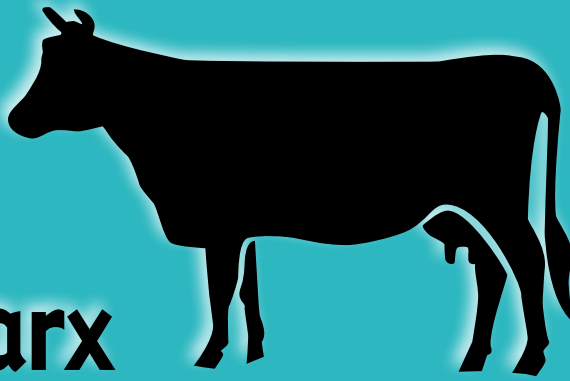


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 53
Dezember 2018



„Du bist nicht allein“

Caritas-Hauskrankenpflege in Russland

Liebe Leserinnen und Leser!

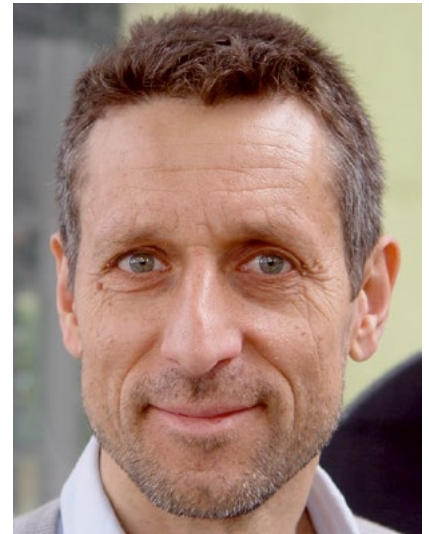
Pflegebedürftige und ihre Angehörigen sind in Russland auch heute noch größtenteils auf sich alleine gestellt. Seit vielen Jahren unterstützt EINE KUH FÜR MARX die russische Caritas beim Aufbau von Hauskrankenpflegeprojekten. Die Caritas leistet auf diesem Gebiet in Russland Pionierarbeit. In dieser Ausgabe berichten wir Ihnen schwerpunktmäßig von dieser wichtigen Arbeit.

Das Thema Pflege stand auch im Mittelpunkt des Besuchs unserer russischen Partner im Vorfeld unseres 20jährigen Jubiläums. Die gemeinsamen Tage dienten einem intensiven Erfahrungsaustausch, dem Besuch der Altenpflegeschule St. Hildegard, einem Treffen mit Dr. Oliver Müller, Leiter von Caritas International, sowie der Muße und Erholung. Das Wetter hatte es in der Festwoche gut mit uns gemeint – strahlend blauer Himmel und doch nicht zu heiß. Passender hätte es zu der wunderbaren Atmosphäre nicht sein können. Bei Livemusik und gutem Essen gab es viele Möglichkeiten, miteinander ins Gespräch zu kommen. Es war uns eine Freude, einen solch schönen Tag zusammen mit vielen Freunden und Unterstützern von EINE KUH FÜR MARX zu verbringen.

Wenn ich auf 20 Jahre Russlandhilfe zurückblicke, dann berührt mich vor allem der Gedanke, wie der Glaube einfacher Menschen 50 Jahre Unterdrückung in der Stalin- und Sowjetzeit überlebt hat. Wer wie ich in der glücklichen Situation war, ist oder noch sein wird, Russlanddeutschen zu begegnen, die aus eigener Erfahrung über diese für sie

schicksalsreiche Zeit berichten können, weiß, wovon ich spreche. Einer von ihnen war Johannes Riedel. Ich durfte ihn in meiner Zeit als Sozialarbeiter in der Beratungsstelle für Spätaussiedler beim Caritasverband Osnabrück kennenlernen. Der Osnabrücker Heimatforscher Wido Spratte hat die Lebenserinnerungen von Johann Riedel in einem kleinen Buch mit dem Titel: „Von der Wolga über Sibirien nach Osnabrück“ festgehalten. Auf dem Buchrücken findet sich folgende Zusammenfassung:

Mehr als 2 Millionen Russlanddeutsche leben heute im Land ihrer Vorfahren, in Deutschland. Die meisten von ihnen verließen Russland, als Michail Gorbatschow Partei- und Staatschef geworden war und neue Gesetze die Ausreise erleichterten. Über die von Hungertod, Deportation, Zwangsarbeit und stalinistischen Terror gekennzeichnete jüngere Geschichte der Russlanddeutschen ist unter ihren heutigen Mitbürgern und Nachbarn in der Regel nur wenig bekannt. Jahrzehntelang lagen Schleier des Schweigens und Verschweigens auf diesem Kapitel sowjetischer Vergangenheit. [...] Der Russlanddeutsche [Johannes Riedel] erzählt von unbeschwerter Kindheit in einem deutschen Dorf an der Wolga, schildert den Beginn des Bolschewismus unter Lenin, berichtet von der Ermordung mehrerer Familienmitglieder nach der Machtübernahme Stalins, von eigener Leidenszeit in stalinistischen Straflagern, von der Verschleppung seiner Familie nach Sibirien, von einem weiteren Wechsel nach Kasachstan und schließlich von der Heimkehr in das Land sei-



Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

nes Stammvaters, der 1765 in das russische Reich ausgewandert war. [...] Johannes Riedel gibt mit seinen Erinnerungen vielen Toten und Vergessenen ihren Namen und ihre Identität zurück.

Dieses Buch, knapp 100 Seiten umfassend, ist für mich ein Schatz geworden, der mir vor Augen hält, dass ohne die tiefe und gelebte Gläubigkeit von Russlanddeutschen wie Johannes Riedel, die verfolgte katholische Kirche in der Sowjetzeit nicht hätte überleben können. Ich habe verstanden, dass EINE KUH FÜR MARX ohne diese Gläubigen heute gar nicht existent wäre.

Vielleicht schauen Sie mal in Ihrer Nachbarschaft, am Arbeitsplatz oder wo auch immer, ob Sie Menschen wie Johannes Riedel finden und mit ihnen ins Gespräch kommen. Ich wünsche es Ihnen. Mit den besten Wünschen für eine besinnliche Weihnachtszeit Ihr

Editorial	3
Inhalt	4
Hauskrankenpflege	
Pionierarbeit in Russland	5
Die Anfänge der Hauskrankenpflege	10
Vermittlung von Pflegewissen	11
Und am Schluss eine Tasse Tee	12
Hilfe leisten, wo sie gebraucht wird	14
Caritas-Hauskrankenpflege – die Fakten	16
Jubiläum	
20 Jahre EINE KUH FÜR MARX	17
Die Zivilgesellschaft stärken	20
Poster 20 Jahre EINE KUH FÜR MARX	22
Weltmeisterschaft 2018	
Nicht alle Stars stehen auf dem Platz	24
Klosterbauer	
Klosterbauer helfen in Novotscherkassk	26
Theatercamp	
Eine Welt ohne Lieder ist uninteressant!	28
Engagement	
Ein Zaun wie kein anderer!	33
Prognose für den Winter	
Der nächste Winter bringt eine Hungersnot	36
Dankesbrief	
Ich weine immer, wenn ich mich erinnere	38
Kaliningrad	
Anblick einer Weihnachtskrippe	39
Kurznachrichten - Augenblick mal	41
Impressum /Spendenformular – Wir über uns	42



Oleg ist dankbar, mit Hilfe von Galina von der Hauskrankenpflege der Caritas Wolgograd wieder „auf die Beine“ zu kommen. Ohne diese Hilfe wäre er bettlägerig geblieben, so seine Frau. Foto: Franziska Kückmann.

Pionierarbeit in Russland

Unter schwierigen Bedingungen hat die Caritas in Russland an elf Standorten das Hauskrankenpflege-Projekt auf die Beine gestellt.

von Franziska Kückmann, stv. Pressesprecherin des Diözesancaritasverbandes Osnabrück

Krank oder alt zu werden und auf Hilfe angewiesen zu sein – das ist keine angenehme Vorstellung, auch in Deutschland nicht. Wer allerdings in Russland in eine solche Situation kommt, ist meist völlig auf sich allein gestellt, wenn er nicht Familie hat, die sich um ihn kümmert. An dieser Stelle setzt das Projekt der Hauskrankenpflege an, das die Caritas in Russland seit 2005 aufbaut.

Langsam hebt Galina mit beiden Händen das schmale Bein vom

hellen Laken und beugt es leicht. „Du machst gut mit“, lobt sie den Patienten, der vor ihr auf dem Bett liegt, das zugleich die Wohnzimmerecouch ist. Oleg, 52 Jahre alt, lächelt, halb zahnlos. Er hebt folgsam die Arme über den Kopf, als Galina ihn dazu ermuntert und mit ihren Handgriffen unterstützt.

Wir sind in Wolgograd. Galina arbeitet bei der dortigen Caritas im Projekt der Hauskrankenpflege. Sie und ihre Kollegin Diana besuchen Menschen in

ihren Wohnungen, die alt, krank oder beides sind und Hilfe benötigen. Was in Deutschland dank des Netzes aus ambulanter und stationärer Pflege selbstverständlich ist, bedeutet für Russland echte Pionierarbeit.

Im staatlichen Gesundheitssystem des Riesenlandes fehlen eine Finanzierung, gut ausgebildete Pflegekräfte sowie entsprechende Ausrüstung und Hilfsmittel – also die Grundlagen für eine pflegerische Versorgung. Lediglich für pflegebedürftige Menschen ohne Familienan-



In Wolgograd hilft die Caritas mit ihrer Pflege der staatlichen Hospizarbeit, Menschen auf ihrem letzten Lebensweg zu begleiten und auch mit Nähe und Zuneigung an ihrer Seite zu stehen. Foto Ottmar Steffan.

gehörige oder Alleinlebende sind stationäre Heimplätze oder ambulante Hilfen durch kommunale Sozialzentren vorgesehen. Doch das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Tipps für die Familie

Während Galina mit Oleg einfache Bewegungen übt, schauen dessen Frau und seine Mutter von der Tür aus zu. Der 52-Jährige hatte einen Schlaganfall, leidet an Diabetes, ist blind. Erst seitdem die Caritas-Pflegerin ihn regelmäßig behandelt, kann er sich wieder etwas bewegen. Bei ihren Besuchen – zweimal in der Woche eine Stunde – kümmert sich Galina nicht nur um den kranken Mann, sondern

bezieht auch die beiden Frauen mit ein: Sie zeigt ihnen kleine Übungen zur Rehabilitation, und Handgriffe, wie sie ihn stützen können. Außerdem gibt sie Tipps für die Pflege.

Die Angehörigen einzubeziehen, ist ein wichtiger Bestandteil des Hauskrankenpflege-Projektes. Meist sind es Frauen, die daheim mit der Pflege beauftragt werden – ohne dass sie in diesem Bereich Erfahrungen haben oder wissen, an wen sie sich mit ihren Fragen wenden können. Im schlimmsten Fall verschlechtern sich durch falsche Pflege die Situationen der Kranken sogar, etwa wenn durch eine unvorteilhafte Lagerung ein Dekubitus, also ein

Wundliegeneschwür, hinzukommt oder auch eine Lungenentzündung. Für die Angehörigen ist die Betreuung des Pflegebedürftigen eine ständige physische und psychische Belastung.

An elf Standorten in zehn Städten ist die russische Caritas inzwischen mit dem Hauskrankenpflege-Projekt aktiv. Ohne die finanzielle wie fachliche Unterstützung aus Deutschland wäre das nicht möglich. Nicht nur, weil eine staatliche Refinanzierung der ambulanten Pflege fehlt – die Caritas-Mitarbeitenden nehmen kein Geld für ihre Leistung. Außer, jemand möchte freiwillig etwas geben.



Schlaganfallpatienten wie Irina sind dankbar für jedes Gespräch, für jede Hilfe und etwas Zeit. Beim Besuch unsere Caritaskolleginnen geht es dabei um viel mehr als nur um Pflege. Foto: Ottmar Steffan.

Das hat mindestens zwei Gründe. Zum einen sind viele Familien so arm, dass sie es sich nicht leisten können, regelmäßig für die Besuche der Caritas zu bezahlen. Zum anderen würde die Caritas ihren Charakter als kirchliche Wohlfahrtsorganisation verlieren, wenn sie anfangen würde, Leistungen gegen Bezahlung anzubieten. Anders als in Deutschland, wo die Caritas der größte soziale Arbeitgeber ist, stellt sie im orthodox geprägten Russland lediglich den sozialen Arm einer Minderheitenkirche dar.

Fachliche Weiterbildung

Doch auch die fachliche Unterstützung aus Deutschland ist existenziell wichtig. Galina und ihre Kollegin Diana von der

Hauskrankenpflege in Wolgograd ergreifen gleich nach dem Besuch bei Oleg die Chance: Im Auto wenden sie sich an Anette Lindemann, Leiterin der Berufsfachschule Altenpflege am Bildungszentrum St. Hildegard in Osnabrück, die diese Reise ebenfalls begleitet. Sie wollen wissen, was Anette von den Übungen hält, die Galina mit dem Patienten durchgeführt hat, und sind an Tipps interessiert. Anette reckt den Daumen: „Das sah sehr gut aus.“ Sogleich entspinnt sich mittels Übersetzerin ein fachlich fundiertes Gespräch.

Das, was Galina über die ambulante Pflege weiß, hat sie auch mithilfe der Caritas gelernt. Sie hat früher als Krankenschwester gearbeitet und dann über die Caritas Fortbildungen zur Pfl-

ge besucht, um in der Hauskrankenpflege arbeiten zu können. Die Qualifizierung des Personals ist ein zentraler Bestandteil des Projektes. Über den Kontakt zu Caritas-Einrichtungen und -Pflegeschulen in Deutschland organisiert Caritas international Pflege-Fortbildungen für die russischen Mitarbeitenden.

Für viele der Teilnehmenden ist das Pflegeverständnis, wie es dort vermittelt wird, eher fremd – selbst wenn sie vorher im Gesundheitsbereich gearbeitet haben. Wer in Russland eine Ausbildung zur Krankenschwester macht, der lernt vor allem Dinge, die in Deutschland eher in den Bereich einer Arzthelferin fallen. Der Fokus liegt darauf, dem Arzt bei medizinischen Untersuchungen und Behandlun-



Rollstühle, Krankenbetten, Gehhilfen, allerlei Pflegehilfsmittel, so wie Informationsbroschüren für pflegende Angehörige gehören zum Standardrepertoire der Caritas-Hauskrankenpflegestationen. Foto: Franziska Kückmann.

gen zu assistieren. Weniger im Mittelpunkt stehen die persönliche Zuwendung und die Rehabilitation – oder das Ziel, dem hilfebedürftigen Mensch ein möglichst selbstbestimmtes und selbstständiges Leben in Würde zu ermöglichen.

Zu Besuch im Hospiz

Deutlich wird dies, als wir das Hospiz in Wolgograd besuchen. Auf mehreren Etagen liegen in der staatlichen Einrichtung alte und kranke Menschen in Betten. Immerhin, die Zimmer sind hell, die Böden sauber, es riecht relativ unauffällig. Dennoch: Die Enge der Zimmer, in denen drei bis vier Betten dicht an dicht stehen, die Patienten darin, meist nur mit Windel und Unterhemd bekleidet, das alles be-

drückt. Pflege bedeutet hier, dass die Windeln gewechselt werden und es möglichst nicht an Nahrung und medizinischer Betreuung fehlt.

Seit einiger Zeit kommen Galina und Diana regelmäßig hierher, um mit Patienten einfache Bewegungsübungen durchzuführen und ihnen Zeit und menschliche Nähe zu schenken. Selbstverständlich ist das nicht, im Gegenteil: Sie berichten vom Misstrauen der Pfleger und Ärzte auf den Stationen, das anfänglich sehr groß gewesen sei und sich nur langsam lege. Das deckt sich mit den Erfahrungen an anderen Standorten der Hauskrankenpflege. Etwa, dass es Schwestern und Ärzten in Krankenhäusern teils untersagt wird, die Caritas zu emp-

fehlen und auf deren Angebote aufmerksam zu machen. Dass die Caritas keine Flyer mehr in Krankenhausfluren auslegen darf, was früher noch ging. Das Klima wird insgesamt rauer, wovon nicht nur kirchliche, sondern auch andere Nicht-Regierungs-Organisationen in Russland ein Lied singen können.

Da feste Regeln fehlen, hängt viel vom Wohlwollen einzelner Personen in verantwortlichen Positionen ab. Wie im Fall des Wolgograder Hospizes: Dass Galina und Diana hier einen Fuß in die Tür bekommen haben, ist zum einen ihrer höflichen, zurückhaltenden Art zu verdanken, zum anderen der offenen Haltung der Hospizleiterin. Sie empfängt uns zum Gespräch und betont, dass sie die

Besuche der Caritas-Mitarbeiterinnen begrüßt und ihre Arbeit schätzt. Ein Glücksfall für das Projekt vor Ort.

Zeit für Patienten

Als wir in Marx die Mitarbeiterinnen der Hauskrankenpflege begleiten, wird deutlich, dass die Pflegekräfte in Russland zumindest einen Vorteil gegenüber den (meisten) deutschen Kollegen genießen: Sie bringen Zeit mit, viel Zeit. Unser Aufenthalt fällt in die Praktikumswochen von Eleonore Michanowin, einer jungen Russlanddeutschen, die eigentlich im Osnabrücker Land lebt und in Osnabrück das Duale Studium Pflege absolviert, ein Angebot vom Bildungszentrum St. Hildegard und der Hochschule Osnabrück (s. S. 12ff.). Sie sagt: „Wir können uns hier intensiver um die Patienten kümmern. Wenn wir mit der Pflege fertig sind, setzen wir uns nicht selten noch mit den Angehörigen zum Tee zusammen, um zu hören, wie es ihnen geht, und um Tipps zu geben für den Umgang mit dem alten oder kranken Menschen.“

Im Büro der Hauskrankenpflege in Marx hängen an den Wänden gerahmte Zertifikate von Fortbildungen der Mitarbeiter neben großen Schautafeln, die Rollstühle, Rollatoren und andere medizinische Möbel und Hilfsmittel abbilden. Auf Regalen und einem Krankenbett stapeln sich Pflegeutensilien wie Lotionen und Windeln.

Von hier aus fahren die Mitarbeitenden zu ihren Hausbesuchen, und hier finden auch Schulungen für Angehörige

statt. Tatjana, die Leiterin der Hauskrankenpflege, deutet auf die Materialien: „Wir verleihen zum Beispiel Krankenbetten, Rollstühle und Toilettenstühle an Patienten.“

Auf Hilfe angewiesen

Eigentlich ist das Team zu viert, eine Kollegin ist während unseres Besuches allerdings in Mutterschutz. Dafür unterstützt Eleonore für einige Wochen das Team. „Unsere Hausbesuche machen wir zu Fuß oder mit dem Bus“, sagt die junge Frau, während wir zu einer Patientin unterwegs sind, dieses Mal ausnahmsweise mit dem Auto. In Saratow, dem Sitz der Caritas für die Diözese St. Clemens, sitzen wir mit Oksana zusammen. Die Diözesan-Caritasdirektorin sorgt sich um die Zukunft des Hauskrankenpflegeprojektes. Sie weiß, dass sich das Projekt aufgrund der fehlenden Finanzierung in Russland wohl niemals selbst tragen, sondern immer auf finanzielle Hilfe aus Deutschland angewiesen sein wird. Aber sie sagt

auch: „Der Bedarf ist da.“ Und sie sieht, dass so langsam und vereinzelt Pflegeagenturen an den Start gehen, die ebenfalls ambulante Hilfen anbieten – gegen Bezahlung und mit weniger gut ausgebildeten Mitarbeitern, jedoch mit dem Vorteil, nicht gegen die Vorurteile gegenüber einer kirchlichen Organisation kämpfen zu müssen. Der Markt für Pflege besteht in einer Gesellschaft, die altert.

Oleg, der Schlaganfall-Patient in Wolgograd, zeigt schließlich stolz am Rollstuhl stehend, dass er sogar eine Kniebeuge schafft. Sie ist etwas wackelig, aber dennoch beeindruckend, bedenkt man, dass er bis vor kurzem noch fast bewegungsunfähig war. Hier, in diesem Wohnzimmer in einem ärmlichen Plattenbau mitten in Wolgograd, wird deutlich, welchen Wert die Hauskrankenpflege hat. Oleg, der gestandene, kranke Mann von 52 Jahren, sagt mit erstickter Stimme: „Ohne diese Unterstützung wäre ich völlig hilflos.“ Und Galina streicht beruhigend über seine zitternde Hand. 🐮



Die Anfänge der Hauskrankenpflege

Sr. M. Elisabeth Jakubowitz (Foto: privat) hat das Hauskrankenpflege-Projekt im Jahr 2005 initiiert und maßgeblich mit aufgebaut. Sie war seit 1995 Direktorin der Caritas im sibirischen Omsk und von 2004 bis 2013 Diözesan-Caritasdirektorin für West-Sibirien.

Interview von Franziska Kückmann, stv. Pressesprecherin des Diözesancaritasverbandes Osnabrück

Wie war die Situation in Russland, als Sie 2005 das Projekt zur Hauskrankenpflege gestartet haben?

So etwas wie ambulante Pflege gab es nicht. Wer zu Hause Hilfe brauchte, dem stellte das Sozialamt eine Haushaltshilfe zur Verfügung, die eingekauft oder geputzt hat – und wenn sie nett war, vielleicht auch darüber hinaus ein wenig geholfen hat. Krankenschwestern waren mehr so etwas wie Arzthelferinnen. Sie hatten keine Vorerfahrung in der Pflege, das war ein ganz neues Feld! Wir haben also überlegt, wie wir mit den vorhandenen Ressourcen möglichst viele hilfsbedürftige Menschen erreichen können. Daraus ergab sich unser Ansatz, sowohl die Haushaltshilfen und Krankenschwestern in den Sozialämtern als auch die Angehörigen in den Grundlagen der Pflege zu schulen, um die Lebensqualität der Patienten und deren Angehörigen zu verbessern, um die sie sich kümmern.

Was waren anfangs die größten Schwierigkeiten?

Erstaunlicherweise war es weniger schwierig, die Behörden wie die Sozialämter von diesem Projekt zu überzeugen. Die waren sehr begeistert. Das Sozialamt in Omsk zum Beispiel hat Personen aus der ganzen Region herbringen lassen, die an den Schulungen teilnehmen sollten.

Teilweise sind die Leute 600 Kilometer über Nacht mit dem Bus gefahren, um an einem Schultag dabei zu sein, und dann ging es in der nächsten Nacht wieder zurück. Schwieriger war es, vor Ort die nötigen Pflegehilfsmittel zu besorgen, weil die Sanitätshäuser viele Dinge gar nicht im Sortiment hatten. Da sind wir mit Katalogen aus Deutschland in die Läden gegangen und haben gezeigt, was benötigt wird – und die Geschäfte haben das dann nach und nach über Moskau besorgt. Das Ausleihen von Pflegehilfsmitteln ist bis heute eine bedeutende Hilfe für Pflegebedürftige, da sie meist viele Monate auf die verordneten Hilfsmittel warten müssen.

Gibt es einen besonderen Moment, in dem Sie gespürt haben, wie sinnvoll dieses Projekt ist?

Ich erinnere mich an eine Mitarbeiterin aus St. Petersburg, die von ihrer Patientin erzählte: 35 Jahre alt, ein Schlaganfall vor zehn Jahren, seitdem ans Bett gefesselt und mit den Spätfolgen, die diese Erkrankung mit sich bringen kann. Als unsere Mitarbeiterin bei der Frau die Mobilisierungsübungen durchführte, stand die Familie weinend daneben und hat gesagt: Wo waren Sie vor zehn Jahren? Wir hätten Sie vor zehn Jahren schon so dringend gebraucht.



Und es gab auch Rückmeldungen von staatlichen Stellen, die uns sehr deutlich gemacht haben, wie gut unsere Arbeit wirkt: etwa eine Erhebung, dass Schlaganfall-Patienten, die anschließend von der Caritas betreut wurden, weniger mit Langzeitfolgen zu kämpfen haben und schneller mobiler sind als Patienten, die keine entsprechende Behandlung bekamen.

Das war sehr ermutigend für unsere Arbeit. Eine Bestätigung für mich war zudem die Begeisterung, mit der unsere Krankenschwestern ihren Dienst verrichteten, und die Dankbarkeit der Pflegerinnen der Sozialämter, deren Arbeit sich durch die Schulungen spürbar verbessert hat. Besonders bei der Behandlung von Patienten nach einem Schlaganfall wächst auch in Kliniken das Verständnis für die Bedeutung der mobilisierenden Pflege. 🐮

Vermittlung von Pflegewissen

Die Diplom-Pflegepädagogin Ingeburg Barden (Foto: privat) hat das Hauskrankenpflege-Projekt seit dem Start 2005 bis 2012 für Caritas international fachlich und inhaltlich begleitet und zahlreiche Fortbildungen in Russland durchgeführt.

Interview von Franziska Kückmann, stv. Pressesprecherin des Diözesancaritasverbandes Osnabrück

Was war in den Pflege-Schulungen die größte Herausforderung?

Unser Ansatz war es, Krankenschwestern als Multiplikatoren zu gewinnen und für die Hauskrankenpflege zu qualifizieren, damit sie pflegenden Angehörigen und dem Personal, das im Auftrag der Sozialämter kranke Menschen zu Hause besucht, die Pflegearbeit erleichtern und auf diese Weise auch die pflegebedürftigen Menschen zu unterstützen. Es galt, die Krankenschwestern im Projekt so zu befähigen, dass diese ihr Wissen als Multiplikatoren an Haushaltshilfen, die Angehörigen und an Pflege interessierte Personen weitergeben können. Aber erst einmal mussten wir diese Fachleute in den grundlegendsten Kompetenzen der Pflege schulen, weil sie dies in der eigenen Ausbildung nicht gelernt hatten. Praktisches Pflegehandeln war in Russland bis dahin nie beschrieben worden – es gehörte nicht zu den Aufgaben der Krankenschwestern und war darum nicht Bestandteil der Krankenschwester-Ausbildung, es gab keine Lehrbücher oder Literatur dazu. Die Krankenschwestern wussten zum Beispiel nicht, wie man einen pflegebedürftigen Menschen im Bett aufsetzt, richtig lagert und welche Handgriffe dafür erforderlich sind. Wir haben mit etwas ganz Neuem angefangen und echt Pionierarbeit geleistet.

Worum ging es in den Fortbildungen, die Sie gegeben haben?

Zum einen haben wir die Teamleiterinnen in Projektmanagement und Mitarbeiterführung qualifiziert. Zum anderen richteten sich die Schulungen an Krankenschwestern, die wir zu Multiplikatoren ausgebildet haben. Da ging es, wie gesagt, erst einmal um Pflegewissen und Kompetenzen im Pflegehandeln, also um Basis-Kenntnisse in der Pflege. In einem zweiten Schritt haben die Teilnehmenden gelernt, wie sie dieses Wissen an Kollegen und Angehörige vermitteln können. Als drittes stand die Pflegeberatung im Fokus – wie höre ich richtig zu, wie führe ich am besten Beratungsgespräche, auf welche rhetorischen Feinheiten sollte ich achten. Dazu entwickelten wir Themenhefte, die sich kurz, bündig und gut verständlich mit verschiedenen Pflegethemen beschäftigten. Diese Hefte konnten die Krankenschwestern dann in der Beratungsarbeit z.B. Angehörigen überreichen, um ihnen Hintergrundwissen an die Hand zu geben.

Wie ist das Projekt vor Ort angenommen worden?

Es hat mich überrascht, welche Bereitschaft die Beteiligten gezeigt haben, sich auf dieses Projekt einzulassen. Das gilt für die Krankenschwestern ebenso wie für die Verantwortlichen in den staatlichen Stellen wie den Sozialämtern. Da war eine große Offenheit gegenüber diesem neuen



Ansatz und auch gegenüber der Caritas – etwas, das ich so in Russland nicht erwartet hätte. An allen Projektstandorten haben Krankenhäuser die Multiplikatorinnen der Caritas zur Fortbildung der eigenen Krankenschwestern eingeladen. Sozialämter haben Räume für die Schulungen zur Verfügung gestellt, sogar Pflegeräume eingerichtet, in denen die Mitarbeiter üben konnten. Zurückhaltender wurden diese Stellen, als es um die Finanzierungsfrage ging.

Das Hauskrankenpflege-Projekt trägt sich über die Unterstützung von außen, also aus Deutschland. Als die Sozialämter für Schulungen zahlen sollten, hieß es meist, dafür sei kein Geld da. Russland ist noch weit von einer geregelten Finanzierung von Pflegeleistungen entfernt. Solange wird sich auch dieses Projekt nicht selbst tragen. 🐮



Elf Wochen Pflegepraktikum in Marx haben es Eleonore so angetan, dass sie plant, schon bald wieder an die Wolga zurückzukehren, um mitzuhelfen. Foto: Franziska Kückmann.

Und am Schluss eine Tasse Tee

Die Pflege-Studentin Eleonore Michanosin aus Anikum absolvierte in diesem Jahr ein Praktikum bei der Caritas-Hauskrankenpflege im russischen Marx – Franziska Kückmann hat sie im Frühjahr bei ihrer Arbeit begleitet

von Franziska Kückmann, stv. Pressesprecherin Diözesancaritasverband Osnabrück

Behutsam streicht Eleonore Michanosin mit dem feuchten Tuch über die geschlossenen Augen ihrer Patientin, über das Kinn und die Wangen, säubert den Mund.

Tatjana Ivanova hält ganz still. Die 91-Jährige kann sich selbst beinahe gar nicht mehr bewegen und ist froh, wenn

die Mitarbeiterinnen der Caritas-Hauskrankenpflege einmal am Tag bei ihr daheim in der russischen Stadt Marx vorbeikommen.

Seit einigen Wochen ist fast immer Eleonore Michanosin aus Anikum dabei, die derzeit ein Praktikum bei der dortigen

gen Hauskrankenpflege macht.

Eigentlich befindet sich die 21-Jährige im Dualen Studium Pflege am Bildungszentrum St. Hildegard in Osnabrück und an der Hochschule Osnabrück und arbeitet im Niels Stensen Pflegezentrum in Anikum. Für ihr

Praktikum im sechsten Semester ist sie nun für elf Wochen an die Wolga nach Südrussland gereist. In Marx hat sich die 21-Jährige mit russlanddeutschen Wurzeln schnell eingefunden: „Die Sprache, das Essen, das fühlte sich alles gleich sehr heimisch an.“ Und auch ihr Russisch, das sie aus ihrem Elternhaus kennt, ist inzwischen viel besser als noch zu Beginn.

Viel Zeit

Das Praktikum gefällt ihr. „Die pflegerische Arbeit ist ähnlich wie zu Hause“, sagt sie. „Aber die Rahmenbedingungen dafür sind einfach ganz anders.“ Im Negativen heißt das: Es fehlen eine Finanzierung, gut ausgebildete Pflegekräfte sowie eine entsprechende Ausrüstung und Hilfsmittel.

Im Positiven bedeutet es: Die Caritas-Mitarbeitenden bringen bei ihren Hausbesuchen viel Zeit und Ruhe mit. „Wir können uns intensiver um die Patienten kümmern“, sagt Eleonore Michanosin. „Wenn wir mit der Pflege fertig sind, setzen wir uns nicht selten noch mit den Angehörigen zum Tee zusammen, um zu hören, wie es ihnen geht, und um Tipps zu geben für den Umgang mit dem alten oder kranken Menschen.“

Auch beim Besuch bei Tatjana Ivanova wird deutlich: Zeitdruck verspüren die 21-Jährige und ihre Kollegin Olga Koscheleva von der Caritas-Hauskrankenpflege nicht. Auch wenn die 91 Jahre alte Patientin aufgrund ihrer starken Arthrose ans Bett gefesselt ist, im Kopf ist sie klar. Es wird geredet, ein wenig gelacht, bis schließlich

der unangenehme Teil für die alte Frau kommt: der Gang auf den Toilettenstuhl, danach die Körperwäsche im Liegen. Die arthritischen Gelenke bereiten ihr große Schmerzen, obgleich die beiden Pflegerinnen sie vorsichtig heben und bewegen. „Berührungsängste darf man hier nicht haben“, sagt die Ankermerin. „Aber das ist bei meiner Arbeit zu Hause im Pflegeheim ja nicht anders.“

Ins Team der Caritas-Hauskrankenpflege in Marx hat sich die Studentin gut eingefügt. Mit ihren vier Kollegen – drei Frauen und einem Mann – versteht sie sich. „Ich fahre nie alleine zu einem Patienten, sondern bin immer zusätzlich dabei“, erklärt Eleonore Michanosin. Ihre Kollegen freuen sich über die Unterstützung aus Deutschland: „Sie macht das großartig“, sagt Olga Koscheleva. „Wenn sie einmal nicht dabei ist, fragen viele Patienten sofort: Wo ist denn Eleonore heute?“ Beide Seiten profitieren von dem Austausch. „Ich lerne hier sehr viel im engen, direkten Kontakt zu den Patienten und den Angehörigen und kann zugleich immer wieder selbst etwas Wissen beisteuern“, so die 21-Jährige.

Guter Austausch

Das erkennt auch Anette Lindemann. Die Schulleiterin der Berufsfachschule Altenpflege am Bildungszentrum St. Hildegard in Osnabrück ist nach Marx gereist, um ihre Schülerin während des Praktikums zu besuchen. „Sie leistet hier sehr gute Arbeit, genau wie das ganze Team der Hauskrankenpflege“,

lobt sie. „Es ist hervorragend, wie gut Eleonore angeleitet wird und dass ihr bei der Betreuung der Patienten etwas zugetraut wird.“ Besonders beeindruckt zeigt sie sich davon, „welche gute Pflege die Caritas-Mitarbeitenden unter den gegebenen, schwierigen Rahmenbedingungen bieten“.

Hilfe aus Osnabrück

Seit 2012 gibt es die Hauskrankenpflege in Marx an der Wolga. Dass Eleonore Michanosin hier ein Praktikum machen kann und während dieser Zeit untergebracht und versorgt ist, hat Ottmar Steffan von der Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück vermittelt. Seit 20 Jahren pflegt er Kontakte nach Marx. Die Caritas in Osnabrück unterstützt auch die Hauskrankenpflege, denn ohne die finanzielle Hilfe wäre dieses Projekt nicht möglich: In Russland gibt es keine staatliche Finanzierung für Pflege, weshalb die russische Caritas vollständig auf Spenden angewiesen ist, auch um die Mitarbeitenden zu entlohnen. Für die Patienten ist das Angebot kostenlos.

„Viele Menschen könnten es sich niemals leisten, für die Pflege zu zahlen“, sagt Eleonore Michanosin angesichts der Verhältnisse, in denen viele Familien und Senioren leben. „Sie geben uns trotzdem zwischen-durch etwas, wenn sie meinen, etwas erübrigen zu können.“ Lächelnd fügt sie hinzu: „Vor allem aber geben sie uns eine unglaubliche Dankbarkeit zurück. Das ist das Schönste.“ 🐮

Hilfe leisten, wo sie gebraucht wird

von Eleonore Michanosin,
Praktikantin im Projekt der
Hauskrankenpflege in Marx
von März bis Mai 2018

Im Rahmen meines dualen Studiengangs Pflege am Bildungszentrum St. Hildegard in Osnabrück ging es für mich im März 2018 für ein zweieinhalbmonatiges Auslandspraktikum nach Russland, genauer gesagt in die Stadt Marx an der Wolga. Für dieses Land habe ich mich ganz bewusst entschieden: Meine Eltern und Großeltern stammen gebürtig aus Kasachstan und sprechen im privaten Umfeld Russisch, weshalb auch ich diese Sprache beherrsche. Zudem hat es mich gereizt, das Leben und vor allem die Pflege in einem anderen Land kennenzulernen. So entschied ich mich also für die häusliche Krankenpflege bei der Caritas in Marx.

Durch Anette Lindemann, Leiterin der Berufsfachschule Altenpflege am Bildungszentrum St. Hildegard, erhielt ich Kontakt zu Ottmar Steffan. Er vermittelte mich an Oksana Lebedeva, Direktorin des Diözesancaritasverbandes in Saratow, wozu auch die Caritas in Marx gehört. Ich schickte ein kurzes Anschreiben über mich und meine Pläne in Russland per



Eleonore kann nun Vergleiche ziehen zwischen der Pflege in Deutschland und in Russland. Dabei schneidet die Pflege in Russland gar nicht so schlecht ab, wenn es sie denn gibt. Foto: Ottmar Steffan.

Mail in Russisch an Frau Lebedeva und freute mich kurze Zeit später über die Zusage.

Meine Aufgaben

Die Hauskrankenpflege der Caritas in Marx hat es sich zum Ziel gesetzt, die Lebensqualität älterer und kranker Menschen zu verbessern, deren Selbstständigkeit zu fördern und betroffene Angehörige zu unterstützen. Zu meiner Aufgabe gehörte an erster Stelle, für die Pflege die Patienten in ihren Wohnungen und Häusern aufzusuchen. Denken Sie nun nicht an die kleinen Flitzer ambulanter Pflegedienste hier in Deutschland – wir sind zu Fuß gegangen. Meine Kollegin und ich waren meist zwischen 10 und 40 Minuten unterwegs, um die Patienten zu erreichen. An einigen Tagen sind wir auch mit dem Bus oder mit dem Taxi gefahren, aus finanziellen Gründen aber eher selten.

Beim Patienten angekommen, nahmen wir uns erst einmal Zeit für Gespräche, sowohl mit dem zu Pflegenden selbst als auch mit den Angehörigen. Danach ging es an die Arbeit:

Hier stand die grundpflegerische Versorgung auf dem Plan, also das An- und Auskleiden, Waschen, ggf. Rasieren, Kämmen, die Pants wechseln, das Eincremen und die Hilfe beim Toilettengang. Auch die Vitalzeichen (Blutdruck, Puls, Temperatur) wurden kontrolliert. Außerdem haben wir Rehabilitationsmaßnahmen durchgeführt, z.B. mit Bewegungsübungen oder auch mittels Trainingsgeräten. Wir haben auch Angehörige dazu angeleitet.

Darüber hinaus half ich Patienten nach der Grundpflege bei der Nahrungsaufnahme, indem ich Essen mundgerecht zubereitet und angereicht habe.

Um 9 Uhr ging es jeden Morgen los, der Dienst dauerte bis 17 Uhr. Am Tag versorgten wir nicht mehr als fünf Patienten, da es zeitlich einfach nicht passte. Wir haben maximal zwei Stunden bei einem Patienten zu Hause verbracht.

So habe ich Russland erlebt

Mein Praktikum hat meinen Alltag in Marx bestimmt. Freizeitmöglichkeiten hielten sich in Grenzen. Im März und April lag sogar noch sehr viel Schnee – da habe ich einen Eindruck vom russischen Winter bekommen! Untergebracht war ich während der Praktikumszeit auf dem Gelände der Kirchengemeinde, mit noch drei anderen Mädchen. Hin und wieder machten wir abends mal gemeinsam einen Film- oder Spieleabend. Die anderen Mädchen begrüßten mich bei meiner Ankunft sehr freundlich. Es gab Tee und wir haben uns kennengelernt. Was mir sofort aufgefallen ist: Es fühlte sich alles so heimisch an! Die Sprache, das Essen – das war alles wie zu Hause.

Am nächsten Tag lernte ich die vier Mitarbeitenden der Hauskrankenpflege in Marx kennen. Alle waren sehr freundlich und herzlich. Die Arbeit hat mir unheimlich gut gefallen, da wir keinen Zeitdruck hatten und uns intensiv um die Patienten kümmern konnten. Dafür bekamen wir unheimlich viel Dankbarkeit von ihnen zurück.

Einiges, was ich gesehen habe, stimmte mich aber auch traurig. Viele Menschen sind sehr arm und versuchen, mit dem Geringsten das Größtmögliche zu erreichen. Es fällt schwer mit-



Gemeinsam mit der Caritas-Krankenschwester Olga kümmert sich Eleonore um die Patientin Tatjana. Foto: Franziska Kückmann.

zuerleben, wie jemandem der Strom abgestellt wird, weil er einen Monat lang die Rechnung nicht bezahlen konnte, da die Oma oder das Kind erkrankt ist und Medikamente benötigt werden. Dann kann die Familie kein warmes Essen mehr zubereiten. So etwas ist schwer vorstellbar, aber Realität.

Im Großen und Ganzen hat mir das Auslandspraktikum in Russland aber außerordentlich viele

Erkenntnisse und positive Erfahrungen gebracht. Ich durfte in private Haushalte reinschauen und da Hilfe leisten, wo sie gebraucht wird.

Ich wünsche mir auf jeden Fall, noch einmal nach Marx zu reisen und die vier netten und liebevollen Pflegenden von der Hauskrankenpflege in Marx in ihrer wertvollen Arbeit zu unterstützen! 🐮



Caritas-Hauskrankenpflege

DIE FAKTEN

- **STANDORTE:**

Diözesancaritas in Novosibirsk: verantwortlich für die nationale Koordination sowie die fachliche und strategische Entwicklung des Hauskrankenpflegeprogramms der Caritas in Russland.

Hauskrankenpflegezentren in Tscheljabinsk, Ischim, Omsk, Barnaul und Novosibirsk, Bildungszentrum in Omsk

Diözesancaritas in Saratow: Hauskrankenpflegezentren in Saratow und Wolgograd, ambulanter Hauskrankenpflagedienst in Marx

Diözesancaritas in Moskau: Hauskrankenpflegezentrum in Sankt Petersburg, Tichvin und Kaliningrad

- **MITARBEITENDE:**

An den 12 Standorten arbeiten 18 Pflegerinnen und Pfleger. Bei der Koordination und Verwaltung arbeiten weitere fünf Mitarbeiterinnen in Teilzeit.

- **FINANZIERUNG:**

Das Finanzvolumen betrug für den Zeitraum von 2015 bis 2018 insgesamt 810.720 Euro.

- **UNTERSTÜTZUNG:**

4 Finanzpartner in Deutschland (Deutscher Caritasverband, Diözesancaritasverband Osnabrück, Porticus, Sibirienhilfe) sowie Unterstützer und Spender vor Ort.

- **BERATUNGSGESPRÄCHE:**

Pro Jahr ca. 36.000

Klienten, die das Angebot erstmalig nutzen: pro Jahr ca. 7.000

Klienten, die wiederholt das Angebot nutzen: pro Jahr ca. 12.000

Die Hauskrankenpflege der Caritas in Russland ist weiterhin auf Spenden angewiesen. Wenn Sie das Hauskrankenpflegeprojekt gezielt unterstützen wollen, dann nennen Sie bitte „Hauskrankenpflege“ als Stichwort bei Ihrer Überweisung. Die Kontodaten finden Sie wie immer auf der letzten Seite unserer Zeitschrift.



In Stepnoje, einem bettelarmen Dorf in der Nähe von Marx an der Wolga, grasen zwei EINE KUH FÜR MARX-Kühe. Im vergangenen Jahr haben wir hier mit Hilfe von Pfarrer Bosco 34 bedürftigen Familien zum Überleben eine Kuh geschenkt. Foto: Ottmar Steffan.

20 Jahre EINE KUH FÜR MARX

Der folgende Artikel erschien anlässlich des 20jährigen Jubiläums von EINE KUH FÜR MARX in der Neuen Osnabrücker Zeitung.

von Franziska Kückmann, stv. Pressesprecherin des Diözesancaritasverbandes Osnabrück

Stolz präsentiert Sergej den neuen Stall. Es riecht nach frischem Holz, von draußen fällt Sonnenlicht herein. Hier, so hofft Sergej, steht bald eine Kuh. Eine Kuh, gekauft von der Caritas. „Dann kann ich selbst Käse und Quark herstellen und davon etwas verkaufen“, sagt Sergej. Ottmar Steffan von der Osnabrücker Caritas nickt. Der Stall sieht gut aus. Sergej wird seine Kuh bekommen.

In einem Dorf wie Stepnoje, etwa 50 Kilometer von der russischen Stadt Marx entfernt, mitten in der weiten Wolga-Steppe gelegen, kann eine Kuh noch immer das Überleben sichern. In dieser Region nahm vor 20 Jahren die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück ihren Anfang. Benannt ist sie nach dem Kuh-Projekt und der nahen Kleinstadt: EINE KUH FÜR MARX.

Mehr als 700 Tiere sind seit der Geburtsstunde des Projektes gespendet worden. „Kuh-Familien verpflichten sich, das Tier angemessen zu halten und das erste Kalb an eine weitere bedürftige Familie abzugeben“, erläutert Ottmar Steffan, Fachreferent für Mittel- und Osteuropa beim Caritasverband für die Diözese Osnabrück. Allein in Stepnoje, zu Deutsch „Siedlung Steppe“, haben im vergangenen

Jahr 34 Tiere neue Besitzer gefunden.

Die Kuh ist zum Symbol für die Russlandhilfe der Osnabrücker Caritas geworden. Das Gesicht der Russlandhilfe ist Ottmar Steffan. Er war es, der vor 20 Jahren den Anstoß für das Engagement in Russland gab. Seitdem hält er die Fäden in der Hand, hat zahlreiche Kontakte geknüpft und gemeinsam mit den Akteuren vor Ort weitere Projekte auf den Weg gebracht. In der Wolga-Region, in Sibirien und in St. Petersburg gibt es mittlerweile Kooperationen zwischen der Osnabrücker Caritas und dortigen Caritasverbänden, Pfarrgemeinden und Ordensleuten.

„Unsere Unterstützung hat mit der Zeit vielfältigere Züge angenommen“, sagt er. Neben dem Kuh-Projekt stehen andernorts Obdachlose im Fokus, aber auch Familien und Kinder in den Kinderzentren und Mut-

ter-Kind-Häusern. Mit der Hauskrankenpflege leistet die Caritas Pionierarbeit – ambulante Hilfe ist im staatlichen Gesundheitssystem Russlands nicht vorgesehen. Darüber hinaus wird an vielen Stellen Nothilfe geleistet für Menschen, die von extremer Armut betroffen sind.

In Marx, dort, wo alles begann, steht heute ein kleines Ensemble aus katholischer Kirche, Pfarrhaus und Kloster. Hier war Clemens Pickel aus dem Bistum Meißen-Dresden Pfarrer, bevor er 1998 in Moskau zum Weihbischof ernannt wurde. Ein kleiner Bericht darüber im Osnabrücker „Kirchenboten“ war Anlass für Ottmar Steffan, ihm ein Fax zu schicken und zu fragen, ob er Interesse an einer Zusammenarbeit habe.

„Zu dieser Zeit habe ich in Osnabrück in der Caritas-Beratung für Spätaussiedler gearbeitet und hatte gemeinsam mit ande-

ren Ehrenamtlichen schon einige Transporte mit Hilfsgütern nach Russland organisiert“, erinnert sich Ottmar Steffan. „Aber mir fehlte ein fester Ansprechpartner auf der anderen Seite.“ Binnen weniger Stunden bekam er damals von Weihbischof Clemens Pickel eine Antwort per Fax samt Einladung nach Marx – dieser 24. Juni 1998 gilt als Geburtsstunde der Russlandhilfe. Bis heute ist der enge Kontakt zwischen Ottmar Steffan und Clemens Pickel, inzwischen Bischof im Bistum St. Clemens mit Sitz in Saratow, einer der Grundpfeiler von EINE KUH FÜR MARX. Darüber hinaus hat sich ein weites Netz aus Ansprechpartnern sowie Austausch- und Begegnungsprogrammen entwickelt. In Deutschland sitzt die Osnabrücker Caritas mit am Runden Tisch, an dem Hilfsorganisationen wie weitere Caritasverbände, Caritas international, das



Im Caritas-Kinderzentrum Antoschka in Astrachan wird ein leckerer Apfelkuchen gebacken. Es ist wichtig, den Kindern hauswirtschaftliche Fähigkeiten beizubringen, die sie zuhause nicht erlernen. Foto: Franziska Kückmann.



Russland. Zugleich freut es ihn zu sehen, mit welchem Engagement und welcher Menschlichkeit die Caritas-Mitarbeitenden trotz der nicht einfachen Rahmenbedingungen an die Arbeit gehen. „Das berührt mich auch nach 20 Jahren noch“, sagt er nach dem Besuch bei einem 52-jährigen Schlaganfall-Patienten in Wolgograd, der von der Caritas-Kollegin der Hauskrankenpflege liebevoll betreut wird.

Aus der ersten Kuh für eine Familie in Marx ist in zwei Jahrzehnten ein stabiles Netzwerk der Hilfe geworden. Ausdruck dafür ist auch die vielfältige Unterstützung in der Heimat. Egal ob die Kloster- und Spielplatzbauer, die für Arbeits Einsätze ehrenamtlich in russische Kirchengemeinden fahren, die Freiwilligendienstler, die über das Bistum ein Jahr bei der Caritas in Russland arbeiten, oder die vielen Gruppen und Einzelpersonen, die regelmäßig spenden: EINE KUH FÜR MARX hat zahlreiche Freunde und Förderer im ganzen Bistum Osnabrück und weit darüber hinaus. „Ohne dies wäre unsere Hilfe nicht möglich“, bringt Ottmar Steffan es auf den Punkt.

In Stepnoje winkt Sergej zum Abschied, als der Besuch aus Deutschland sein Grundstück verlässt. Eine staubige Straße führt zurück zum Dorfplatz mit der kleinen hölzernen Kirche. Davor, auf dem spärlichen Grün, stehen ein paar Kühe und schauen neugierig. Caritas-Kühe? Ottmar Steffan lächelt. „Sehr wahrscheinlich“, sagt er. 🐮

Sascha mag am liebsten Fußball und in der Schule Mathematik. Im Kinderzentrum Bethlehem findet er Freunde und Halt. Foto: Franziska Kückmann.

Kindermissionswerk, die Sibiri enhilfe und Renovabis die Finanzierung der großen Projekte wie der Kinderzentren und der Hauskrankenpflege gemeinsam auf die Beine stellen.

Die russische Caritas ist zwingend auf diese Unterstützung angewiesen. „Wir haben so gut wie keine staatliche Finanzierung sozialer Hilfen“ sagt Oksana Lebedeva, Direktorin des Diözesancaritasverbandes im Bistum St. Clemens. Das

Spendensammeln gestaltet sich schwierig in Russland – nur für die Hauskrankenpflege kommen hin und wieder Zuwendungen. Viele Menschen leben in prekären Verhältnissen; die aktuelle Wirtschaftskrise verschlechtert diese Situation zusätzlich. Zum Abgeben bleibt da nicht viel. „Und der Bedarf an Hilfe wird größer“, lautet die Einschätzung der Caritasdirektorin. Das merkt auch Ottmar Steffan bei seinen regelmäßigen Reisen nach



Brigitte Lehnhoff interviewt Bischof Clemens Pickel anlässlich des Jubiläums 20 Jahre EINE KUH FÜR MARX.
Foto: Ottmar Steffan.

Die Zivilgesellschaft stärken

20 Jahre Russlandhilfe der Caritas im Bistum Osnabrück – Radiobeitrag im NDR bei Blickpunkt: Diesseits - Das Magazin aus Religion und Gesellschaft am Sonntag, 8. Juli 2018

von Brigitte Lehnhoff, Journalistin

Anmoderation:

Die Caritas im Bistum Osnabrück gründete im Herbst 1991 eine Beratungsstelle für Ausiedler. Die brachten dort nicht nur ihre eigenen Probleme zur Sprache. Sie erzählten auch, wie Verwandte und Freunde unter der schweren Wirtschaftskrise in Russland zu leiden hatten. Trotz Arbeit

bekamen damals viele keinen Lohn und wussten nicht, wie sie ihre Familien durchbringen sollten. Zunächst rollten Hilfstransporte von Osnabrück nach Russland. Dann knüpfte die Caritas Kontakt zum Bischof im südrussischen Saratow. Das war die Geburtsstunde einer Partnerschaft, deren 20-jähriges Be-

stehen nun gefeiert wurde. Brigitte Lehnhoff berichtet.

In der Kapelle des Klosters Nette bei Osnabrück ist kein Platz mehr frei. Etwa 200 Menschen feiern die Partnerschaft der Bistümer Osnabrück und St. Clemens im Süden Russlands. Sie wurde zwar nie in eine vertragliche Form gegossen. Aber

trotzdem oder gerade deswegen steht diese Partnerschaft auf vielen Beinen. Da ist zum Beispiel der kollegiale Austausch zwischen den Mitarbeitern der Caritas. Günter Sandfort, stellvertretender Caritasdirektor, sagt im Klostergarten nah dem Festzelt:

O-Ton: Sandfort

Zum Beispiel ist ein Kollege von mir, der für die Suchthilfe zuständig ist, schon vor Ort gewesen und hat dort Schulungen gemacht. Auch umgekehrt ist es aber so, dass die Kolleginnen und Kollegen aus Russland die Möglichkeit haben, hier bei uns in Deutschland zu hospitieren und von der Fachkompetenz unserer Kollegen zu profitieren.

Das große Schulungsthema der ersten Jahre war häusliche Pflege, ein im russischen Sozialsystem völlig unterentwickelter Bereich. Für die kleine katholische Kirche dort mit weniger als einem Prozent Bevölkerungsanteil ist das bis heute eine große Chance.

O-Ton: Pickel

Also von uns als Caritas in der Kirche gibt's konkrete Impulse für Russland eben da, wo groß gesagt, Marktlücken bestehen. Ganz besonders sogar in der Hauskrankenpflege. Wir können Multiplikatoren ausbilden und die staatlichen Stellen schicken uns ihre Krankenschwestern zur Ausbildung.

Sagt Clemens Pickel, gebürtiger Sachse und seit 1998 Bischof mit Sitz in Saratow. Als Vertreter einer Kirche, die von ausländischer Unterstützung abhängig ist, schätzt er auch die Unterstützung der Klosterbauer. So nennt sich eine Gruppe ehrenamtlicher Senioren, die mit

handwerklichem Fachverstand den Gemeinden helfen, ihre Gebäude instand zu halten.

Weiteres Standbein der Russlandhilfe im Bistum Osnabrück sind junge Freiwillige wie Johanna aus Melle. Die heute 21-Jährige arbeitete ein Jahr lang bei der Caritas in Sibirien, unter anderem im Kinder-Club in Nowosibirsk.

O-Ton: Johanna

Da sind vor allem Kinder aus den ehemaligen Sowjetstaaten wie Kirgistan, Usbekistan, die Wirtschaftsflüchtlinge in Russland sind, da wird sich um die gekümmert. Es wird Russisch beigebracht, die kommen oft aus Problemfamilien, dort wird denen einfach mal zugehört.

Das Bistum Osnabrück ist eine von mehreren katholischen Organisationen, die sich in Russland engagieren. Bis zu 800.000 Euro pro Jahr fließen von Osnabrück aus in soziale Projekte. Das Geld kommt von Stiftungen, dem deutschen Caritasverband, dem Hilfswerk Renovabis und von privaten Spendern. Die Summe ist nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Oksana Lebedewa, Caritasdirektorin im Wolgabistum St. Clemens, sagt dennoch:

O-Ton: Lebedewa

Der Caritasverband des Bistums Osnabrück ist ein Partner, von dem man nur träumen kann. Weil er uns praktisch unterstützt und weil er Kontakte zu Förderern herstellt. Denn für uns ist es aus dieser Entfernung unglaublich schwierig zu erklären, warum Russland immer noch Hilfe braucht.

Diese Frage stellt sich gerade jetzt während der Fußballweltmeisterschaft in Russland. Mit geschätzten 10 Milliarden Euro Kosten gilt sie als die teuerste der Geschichte. Ottmar Steffan koordiniert in Osnabrück die Russlandhilfe. Er argumentiert, dass weltweit die Kluft zwischen Arm und Reich wachse, in Russland aber besonders. Und dass die beharrliche karitative Arbeit sich langsam auch gesellschaftspolitisch auszahle.

O-Ton: Steffan

Also wir sehen an allen Ecken und Enden, dass der Staat merkt, dass er alleine die sozialen und die medizinischen Probleme zum Beispiel nicht lösen kann. Und dass er jetzt dabei ist mit eigenen Fonds, zum Beispiel mit dem Präsidentenfonds in Moskau Nichtregierungsorganisationen zu unterstützen in Förderprogrammen, davon profitiert auch die Caritas mittlerweile, weil der Staat merkt und anerkennt, dass Sozialarbeit auch in zivilgesellschaftliche Hände zu legen ist. 🐮



20 Jahre





EINE KUH FÜR MARX





Caritas international engagiert sich auch in Russland. EINE KUH FÜR MARX ist froh, über die gute Zusammenarbeit in unseren Projekten. Foto: Caritas international / Philipp Spalek.

Nicht alle Stars stehen auf dem Platz

Caritas international macht auf Sorgen und Nöte in Russland abseits vom WM-Fieber aufmerksam

Bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Russland wurden Modrić, Mbappé und Ronaldo bejubelt. Doch abseits der Stadien meistern viele Kinder, alte und kranke Menschen ein Leben mit besonderen Herausforderungen – auch nachdem der Fußballzirkus weitergezogen ist.

Pressemitteilung von Caritas international vom Juni 2018: **Trotz WM-Euphorie: Caritas warnt vor wachsender Armut in Russland - Immer mehr**

Menschen in Russland in sozialer Notlage

Freiburg, 13. Juni 2018. Vor dem Start der Fußball-WM macht Caritas international auf die zahlreichen sozialen Herausforderungen in Russland aufmerksam. "Die Euphorie rund um dieses weltweite Großereignis sollte nicht davon ablenken, dass immer mehr Menschen in Russland in Armut leben", sagte Oliver Müller, der Leiter von Caritas international, am Mittwoch in Freiburg. "Sinkende

Reallöhne und steigende Lebenshaltungskosten haben die Mittelschicht in Russland erodieren lassen. Selbst die russische Regierung bezeichnet die Bekämpfung der Armut in dem Land als größte politische Herausforderung."

Die Partner von Caritas international unterhalten an verschiedenen Standorten in Russland Sozialzentren, darunter in einigen der WM-Städte. Darüber hinaus engagieren sie sich für pflegebedürftige Senioren, die keine Angehörigen mehr haben.





Notfallhilfe ist ein Schwerpunkt der Arbeit von Caritas international, wie hier bei einer der vielen Essenausgaben.
Foto: Caritas international / Philipp Spalek.

Zudem bieten sie Ausbildungsprogramme und pädagogische und psychologische Hilfen für Kinder und Jugendliche an. Insgesamt fördert das Hilfswerk des Deutschen Caritasverbandes Projekte an den Standorten Kaliningrad, Wolgograd, St. Petersburg, Rostow sowie in Sibirien.

Eine enorme humanitäre Herausforderung stelle auch die Not der rund eine Million Flüchtlinge aus der Ukraine dar, so Müller: "Wir dürfen diese Menschen nicht vergessen. Auch wenn die ukrainischen Flüchtlinge auf russischer Seite sich nicht mehr direkt zwischen den Fronten befinden, ist die humanitäre Situation dieser Menschen besorgniserregend." Der

Großteil der Flüchtlinge habe zwar eine Arbeit im Niedriglohnsektor gefunden. "Das Geld reicht aber oft gerade einmal für die Miete", ergänzte Müller. Durch die angespannte soziale Lage in der Region komme es darüber hinaus immer wieder zu Spannungen zwischen den Geflüchteten und der einheimischen Bevölkerung.

Um Betroffenen des Konflikts in der Ostukraine zu helfen, engagiert sich das Hilfswerk des Deutschen Caritasverbandes auf ukrainischer wie auf russischer Seite mit seinen Partnern für eine Verbesserung der humanitären Situation.

Bei der Flüchtlingshilfe in Russland in der Region um die Städte Wolgograd und Rostow kon-

zentriert sich Caritas international auf die Sicherstellung der Grundbedürfnisse für besonders arme Familien. "Wir unterstützen sie, genauso wie die Binnenvertriebenen auf der ukrainischen Seite, mit finanziellen Hilfen, damit sie nicht in eine noch größere Notlage abrutschen. Mit dem Geld können sie sich dringend benötigte Lebensmittel, Hygieneartikel, Medikamente und Kleidung kaufen", erklärte Müller. Zusätzlich werden Aktivitäten für Kinder und Beratungsangebote für Erwachsene organisiert. 🐕

Caritas international ist das Hilfswerk der deutschen Caritas und gehört zum weltweiten Netzwerk der Caritas mit 165 nationalen Mitgliedsverbänden.



Die Klosterbauer Hermann Hinrichs, Willi Mönter, Willi Behrens, Friedhelm Lange, Hermann Krümpelmann, Franz Harbecke und Friedel Janzen (v.l.n.r.) auf der Brücke über dem Don. Ihr diesjähriger Arbeitseinsatz führte sie in die Nähe von Rostow, nach Novotscherkassk. Foto: privat.

Klosterbauer helfen in Novotscherkassk

Von Friedhelm Lange, Klosterbauer

Wo liegt denn Novotscherkassk werden Sie vermutlich fragen, denn diese russische Stadt in der Größe von Osnabrück (knapp 170.000 Einwohner) ist in Deutschland nicht sehr bekannt.

Sie liegt am nördlichen Rand der Millionenstadt Rostow am Don, etwa im Dreieck zu Wolgograd und Krasnodar – und damit im Bistum St. Clemens. Novotscherkassk hat eine aus dem Jahre 1905 stammende katholische Kirche. Pfarrer Michael aus Polen hat dort eine sehr lebendige Gemeinde.

Dem Kirchengebäude ging es so wie fast allen Kirchen in Russland: Nach Jahrzehnten der Nutzung als Lagerhaus, Werkstatt o.ä. steht sie als Kirche erst

wieder seit 1991 für religiöses Leben zur Verfügung.

Sowohl Kirche als auch Pfarrhaus leiden unter vielen baulichen Mängeln. Insbesondere sind Teile des Mauerwerkes und Fenster und Türen dringend renovierungsbedürftig. Noch dringender war aber, die Versorgung mit Kalt- und Warmwasser wieder funktionstüchtig zu machen und dem Gebäude noch rechtzeitig vor dem Winter eine funktionierende Heizungsanlage zu geben.

Könnten das die Klosterbauer übernehmen? Hatten sie Ähnliches nicht schon mal gemacht? Ja, bereits 2012 hatten sie in das neue „Haus der Stille“ in Marx an der Wolga eine Heizung eingebaut. Eine Nachfrage bei Hermann Krümpelmann als be-

währtem „Teamchef“ führte zunächst zu zögerndem Stirnrunzeln. Zwei Heizkessel, knapp 40 Heizkörper, etliche Meter neue Leitungen verlegen und anderes mehr in nur zwei Wochen?

Die Frage „Werden wir das schaffen?“ wurde letztlich mit einem klaren „Ja“ beantwortet – nicht ohne vorher Alexander Penner, den Klosterbauer und Experten für solche Arbeiten, ausgiebig in die Planungen eingebunden zu haben. Zur Mitarbeit erklärten sich schließlich sieben Männer mit handwerklichem Geschick und Russland-erfahrungen bereit.

Aufgrund der vorab zur Verfügung gestellten Gebäudegrundrisse wurden Verlegepläne, Materiallisten usw. angefertigt und eng mit Pfarrer Michael abge-



stimmt. Natürlich war auch abzuklären, ob die erforderlichen Materialien in entsprechender Qualität wirklich vor Ort und zum richtigen Zeitpunkt verfügbar sein würden. Letztlich konnten auch diese Fragen mit einem klaren „Ja“ beantwortet werden.

Gestartet wurde am Samstag, den 15. September, in Düsseldorf zum Flug über Moskau nach Rostow am Don. Dort nahmen uns Pfarrer Michael und ein Kirchenmitglied mit ihren Pkws in Empfang und führen uns am späten Abend zu unserem Ziel: Novotscherkassk.

Für uns sieben Klosterbauer standen im Pfarrhaus sechs Betten und eine Matratze zur Verfügung. Pfarrer Michael hatte für uns sein Zimmer und sein Bett geräumt - und schlief in der Zeit unserer Anwesenheit sehr spartanisch auf einer Luftmatratze in der Bibliothek! Es gab für uns viele weitere Zeichen ganz besonderer Gastfreundschaft. Hier sei das gute Essen erwähnt, die Freundlichkeit der Begegnungen, unsere Einbindung in die Gottesdienste und die in diesem Hause bestehende sehr wohltuende Atmosphäre.

Und was ist aus unserer Arbeit geworden? Hermann Krümpelmann schrieb am Tag vor unserer Abreise an Ottmar Steffan:

„Hallo Ottmar, alles fertig, Heizung läuft, Wasser wird warm. Kirche: alle Leitungen am Sockel verkleidet, Löcher gespachtelt. Im Bad ist Installation fertig und Gipskarton angebracht. Alles besenrein.“

Und genau so war es auch: Nachdem die Druckprüfung nur eine Leckstelle zu Tage förderte, waren alle Klosterbauer eini-

germaßen entspannt. Aber wann werden die Leute vom Amt zur offiziellen Abnahme kommen? Werden sie ihr OK und ihren Stempel geben? Anrufe des Pfarrers bei den entsprechenden Stellen endeten meist mit dem Hinweis ‚завтра‘ (saftra / morgen). Das Bangen blieb bis zum letzten Arbeitstag. Oh Wunder! Es kamen die Kontrolleure und prüften, dokumentierten - und gaben schließlich ihr OK. Erleichterung pur! Eine wahre Punktlandung war vollbracht!

Und unser Sonntags-Freizeitprogramm? Am Sonntag nach unserer Ankunft besuchten wir die Hl. Morgenmesse und sahen uns danach in der Nachbarschaft „unserer“ Kirche um. Die wohl größte Sehenswürdigkeit dieser Stadt ist die Kathedrale der orthodoxen Christen. Mit ihrer außergewöhnlichen Größe ist sie nach der Erlöserkathedrale in Moskau und der Isaaskathedrale in Sankt Petersburg die drittgrößte Kirche Russlands und fasst etwa 5.000 Gläubige. Sie hat uns sehr beeindruckt.

Für den 2. Sonntag hatte Pfarrer Michael für uns einen Ausflug in das ca. 35 km entfernte Rostow geplant. Rostow ist eine moderne Stadt mit etwa 1,1 Mio. Einwohnern. Sie ist stark durch den sehr mächtigen Don mit seinen Uferstränden geprägt. Es gibt große Grünanlagen, die Uferpromenade mit Kinder Spielplätzen und viel Raum zum Verweilen. Ebenfalls prägend: Die für die Fußball-WM in diesem Jahr neu erbaute Rostow-Arena, eingebunden in großflächige Parkanlagen.

Und das Wetter? Von einem Regentag abgesehen erlebten

wir zwei Wochen mit strahlend blauem Himmel und, entgegen unserer Erwartung, meist sehr sommerliche Temperaturen.

Und wie funktionierte die Kommunikation? Weil es bei uns Klosterbauern dieses Mal niemanden mit Russisch-Kenntnissen gab, waren wir sicher, dass ein Dolmetscher erforderlich sei, das Sprachproblem zu lösen. Es gab den Dolmetscher auch: Fazil, einen jungen Studenten der vis à vis der Kirche gelegenen Universität. Doch ganz schnell wurde klar: Wir benötigen ihn nicht wirklich. Dank Übersetzungshilfen via Smartphone waren sogar flüssige Unterhaltungen (fast) problemlos möglich.

Sehr gerne möchte ich noch einmal auf die angenehme Atmosphäre in Pfarrhaus und Kirche zurückkommen: Die vielen Begegnungen, die wir hier hatten. Das Teilhaben an der tiefen Gläubigkeit der Kirchenmitglieder. Die Offenheit und Freundlichkeit, mit der man uns begegnete. Das Weitergeben von Erfahrungen. Vielleicht ist es das, was uns Ehrenamtliche so viel Freude macht und bei der Stange hält... 🐮

Einsatz in Marx

Ende Mai / Anfang Juni waren 5 Klosterbauer zu einem Einsatz in Marx an der Wolga. Renovierungsarbeiten in der Sakristei, in der Kirche und im Kirchenkeller der katholischen Gemeinde Christus König standen ebenso auf dem Programm wie Arbeiten im Kloster, in dessen Garage und an der Umzäunung des Klosters.



Kinder und Jugendliche aus Caritas-Kinderzentren erleben sich selbst und andere bei einem Theaterprojekt im Altai.
Foto: Caritas Sibirien.

Eine Welt ohne Lieder ist uninteressant!

Viertes Theatercamp mit Jugendlichen aus den Caritas-Kinderzentren – dieses Mal mit dem Thema „Transformation durch Kunst“

von Laurenz Leky, Theaterpädagoge

Im August 2018 mache ich mich zum bereits vierten Mal auf den Weg nach Russland, um gemeinsam mit Jugendlichen aus Caritas-Kinderzentren in ganz Westsibirien im Rahmen eines Ferienlagers ein Theaterprojekt zu erarbeiten. Nach dem ersten Theatercamp im Kaukasus im Jahr 2014, führen wir das Projekt nun schon zum dritten Mal in Folge mit der Caritas Novosibirsk im kleinen Örtchen Io-

gatsch am malerischen Telezker See im Altaj-Gebirge durch – wie immer mit der großzügigen finanziellen und ideellen Unterstützung der Caritas Osnabrück und der GROSSE FÜR KLEINE Kinderfonds Stiftung in München.

Die Jugendlichen stammen überwiegend aus sogenannten schwierigen Familienverhältnissen, häufig prägen Alkoholsucht und Gewalt ihr Familienleben.

In den Kinderzentren der Caritas erfahren die jungen Menschen oft zum ersten Mal echte Zuwendung und Interesse an ihrer Person. Außerdem bekommen sie u.a. warme Mahlzeiten und Hilfe bei den Hausaufgaben. Die kostenlosen Ferienlager bieten den Jugendlichen nicht nur die Möglichkeit, einmal aus dem belasteten familiären Umfeld herauszukommen, sondern helfen auch dabei, Routinen und Regelmäßigkeiten

sowie das oft mühevoll erarbeitete Vertrauensverhältnis zu den Pädagoginnen und Pädagogen aus den Kinderzentren über die langen, dreimonatigen russischen Sommerferien aufrechtzuerhalten.

Nachdem ich in den vergangenen Jahren schon ein Märchen der Gebrüder Grimm, eine Sage aus dem Altaj sowie eine Schillerballade dramatisiert hatte, haben wir uns für dieses Jahr auf das moderne Gedicht eines sibirischen Autors, Leonid Martynov, geeinigt. Ich war in einer Reclam-Anthologie russischer Lyrik aus meiner Schulzeit auf den Text gestoßen und war sofort fasziniert. Kurz nach dem zweiten Weltkrieg, inmitten der düstersten Stalin-Diktatur, hatte ein Dichter aus der sibirischen Provinz ein lyrisches Plädoyer für die transformatorische Kraft der Kunst geschrieben - voller Aufbruchstimmung, Hoffnung und dem tiefen Glauben daran,

dass Kunst die Welt verändern kann.

Die Herausforderung für eine Dramatisierung, insbesondere mit Jugendlichen, liegt zweifelsohne in dem Umstand, dass es außer dem lyrischen Ich keine handelnden Personen gibt. Als Ausgangspunkt unserer Arbeit erklären wir alle Darstellerinnen und Darsteller auf der Bühne zum lyrischen Ich des Autors, die als Chor die im Gedicht beschriebenen Gefühle zum Ausdruck bringen. Was für die Jugendlichen erst ein wenig ungewohnt wirkt, erweist sich im Laufe der Arbeit als eine große Freiheit, die den Jugendlichen nahezu unbegrenzte Möglichkeiten des Ausdrucks bescherte – ganz im Sinne des Gedichts und des Titels unseres diesjährigen Theatercamps:

Transformation durch Kunst!

Einige der Jugendlichen zwi-

schen ca. 12 und 18 Jahren kenne ich bereits, sie sind schon zum zweiten oder dritten Mal dabei, Katja* aus Novosibirsk sogar schon zum vierten Mal. Oleg z.B. spielte im letzten Jahr eine der Hauptrollen. In unserer Dramatisierung von Schillers „Der Alpenjäger“ spielte er einen jungen Abenteurer, der entgegen der Warnungen seiner Mutter auf die Jagd geht. Vor einem Jahr erschien mir Oleg als ein etwas grobschlächtiger, muskelbepackter junger Mann mit kahlrasiertem Schädel, der mit seiner präpotenten Attitüde wie die unfreiwillige Karikatur der zweifelhaften Vorbilder in seinem familiären Umfeld wirkte. Und was haben wir zwei miteinander gerungen! Für alles war Oleg zu cool. Gerne kokettierte er damit, sich keinen Text merken zu können und auf den Proben führte er meine Regieanweisungen in der Regel nicht aus, ohne durch seine ganze



Es gibt viel zu tun: Die Texte müssen gelernt werden. Bald steht die Aufführung vor Publikum an. Dann muss alles sitzen.
Foto: Caritas Sibirien.

Körpersprache auszudrücken, wie lächerlich er die ganze Veranstaltung fand. Jetzt, ein Jahr später, sind seine Haare länger, sein ganzes Erscheinungsbild wirkt feiner und weicher. Er wirkt irgendwie jünger als vor einem Jahr. Die anderen Pädagogen bestätigen meinen Eindruck. Als ich gleich zu Beginn frage, wer Lust hätte, den ersten Text des Gedichts zu sprechen und die Aufführung zu eröffnen, meldet sich Oleg sofort. Besonders freut mich, dass Oleg durchaus noch der Alte ist. Text merken ist nach wie vor keine seiner Stärken, aber er versteckt diese Schwäche nicht mehr hinter einer coolen Attitüde. Ohne zum Streber zu werden, merkt man doch, dass ihm etwas daran liegt, den Text zu können. Er strengt sich an. Und wenn es doch mal daneben geht, kann er über sich selbst lachen.

Der Autor Leonid Nikolajewitsch Martynov (1905-81) stammt aus der westsibirischen Stadt Omsk. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er erst als apolitisch angegriffen, nach dem Tod Stalins jedoch wieder gedruckt und zunehmend anerkannt. 1974 wurde er mit dem Staatspreis der Sowjetunion ausgezeichnet, einem der höchsten zivilen Auszeichnungen der Sowjetunion.

Auch wenn ich bei den Proben immer wieder Konzentration, Körperspannung und Präsenz einfordern muss – ich weiß, dass die Jugendlichen mich verstehen und spätestens bei der Aufführung alles geben werden. So auch Oleg. Ohne die Augen zu verdrehen oder verschämt zu

Boden zu schauen, kommt er am Abend der Aufführung selbstbewusst in den Theaterraal, stellt sich vor die Zuschauer und eröffnet die Aufführung: *Etwas Neues ist in der Welt. Die Menschheit verlangt nach Liedern. Die Menschen denken an Laute und Lyra. Eine Welt ohne Lieder ist uninteressant.*

Die restlichen Spieler hocken eng zusammengerückt in drei Kreisen auf der Bühne – verschlossen, sich von der Außenwelt abschirmend, wie drei große Steine. Oleg geht zu jedem der Kreise und flüstert ihnen die erste Strophe des Gedichts zu, die jeder Kreis, ebenfalls flüsternd, übernimmt. Langsam erheben sich die Spieler dabei, richten sich auf, öffnen sich zum Publikum. Über diesen Flüsterteppich rezitieren nun einzelne Jugendliche eigene Gedichte, die sie auf Grundlage dieser ersten Strophe verfasst haben. Wir hören, was den Jugendlichen wichtig ist. Wonach die Menschheit ihrer Meinung nach verlangt und ohne was die Welt uninteressant wäre. Von Freundschaft und Musik bis hin zu Fußball ist alles dabei. Nachdem alle „Soli“ vorgetragen sind, wiederholt die Gruppe noch einmal gemeinsam, wie mit einer Stimme: *Eine Welt ohne Lieder ist uninteressant!*

An dieser Stelle gibt es Szenenapplaus – das Eis ist gebrochen und der Anfang gemacht! Es sei erwähnt, dass sich die Verse im russischen Original reimen und das ganze Gedicht ganz anders „rollt“ als die deutsche Übersetzung.

Nadja ist bereits zum dritten Mal dabei. Sie ist schon 18 und mittlerweile ausgebildete Köchin. Eigentlich soll sie im Feri-

enlager helfen, die Teilnehmer zu verpflegen, konnte die Pädagogen aber überreden, doch lieber mit uns zu proben und bei der Vorstellung mitzuwirken. Das zahlt sich jetzt aus. In der letzten Reihe sitzen zwei stark alkoholisierte Männer, die die Vorstellung bis hierhin schon einige Male durch Zwischenrufe gestört haben. Im wahren Leben sitzt Nadjas Vater im Gefängnis, seitdem er im Streit jemanden mit Benzin übergossen und angezündet hat. Eigentlich wollte Nadja Kriminalistin werden, aber das russische Gesetz nimmt sie in Sippenhaft und erlaubt ihr mit dieser Familiengeschichte nicht, einen solchen Beruf zu erlernen. Typen wie die beiden Krakeeler aber können Nadja nicht erschrecken. Sie stellt sich neben die beiden und ihre bloße Präsenz führt dazu, dass die beiden Querulanten mit einem Mal mucksmäuschenstill sind und dreinschauen, als sei gerade jemand aus dem Fernseher gestiegen und habe sich durch den Bildschirm hindurch zu ihnen ins Wohnzimmer gesetzt.

Organisiertes Chaos

Ein Teil der Aufführung verlagert sich nun in den Zuschauerraum. Im ganzen Saal entfaltet sich organisiertes Chaos. In dem Moment, wo wir uns der Welt öffnen, erleben wir alles Mögliche – und nicht alles davon ist schön. Wer sich öffnet, kann sich auch irren oder unangenehme Erfahrungen machen: auch das gehört zum Leben. Es sind Gefühle wie diese, die das Gedicht sehr plastisch ausdrückt, und über die wir in der Probenarbeit immer wieder gesprochen haben. Das Chaos, das





Es ist soweit. Der Tag der Aufführung ist gekommen. Alle Plätze im Zuschauerraum sind besetzt. Die Show kann beginnen.
Foto: Caritas Sibirien.

nun auf den ganzen Saal übergreift, war eine der schwierigsten Szenen – zugleich macht sie den Teilnehmern besonders viel Spaß. Dargestelltes Chaos darf natürlich nicht wirklich chaotisch sein. Im Gegenteil: Wo sich viele Menschen scheinbar willkürlich im Raum bewegen, muss sehr klar verabredet werden, was wann geschieht – schon allein, um zu verhindern, dass wirkliches Chaos ausbricht und sich jemand verletzt. *Und ich gehe durch diese Welt. Ich will sie auffinden, jene Lyra! Städte und Wüsten, Rauschen wie Meeresbrandung.* Verschieden Solisten wiederholen diese Zeilen immer wieder. Derweil klatscht ein Teil der Gruppe einen Rhythmus, der sich in Tempo und Lautstärke langsam steigert. Vier Jungen spielen auf der

Bühne Karten, es entsteht ein Streit, aus dem schließlich eine veritable Bühnenprügelei wird – sieht schlimm aus, tut aber nicht wirklich weh. Andere spielen im ganzen Raum Fangen, auch dieses Spiel eskaliert. Auch die Solisten, die sich suchend im ganzen Raum bewegen, steigern sich mit ihren Sätzen in Intensität und Lautstärke – das Kulturhaus von Iogatsch wird zum Tollhaus, die Zuschauer befinden sich mitten drin im Rauschen, das der Text beschreibt. Auf dem Höhepunkt der Prügelei stellt sich plötzlich ein kleines Mädchen zwischen die Streithähne. Sie ist die jüngste und zierlichste der gesamten Gruppe. Im wahren Leben sind ihre Eltern vor Armut und Unsicherheit aus ihrer zentralasiatischen Heimat nach Nowosibirsk

geflohen. Im Sommerlager ist Dshamilija fast ausschließlich mit zwei anderen Mädchen mit demselben Migrationshintergrund zusammen. Das Trio hat Schwierigkeiten, Anschluss an den Rest der Gruppe zu finden. *STOP!* ruft sie so laut sie kann, und bringt die Handlung sofort zum Stillstand. Alle schauen auf sie. Sie hat den absoluten Fokus. Jetzt nicht gleich weiterreden! Diese Spannung, der Mittelpunkt auf der Bühne zu sein, muss man erstmal aushalten. Lange haben wir daran gearbeitet. Im Geiste zählen: 21, 22, 23.... Danijar – ebenfalls aus einer der zentralasiatischen ehemaligen Sowjetrepubliken – Pawel und Oleg sind nun dran. In der Mitte der Bühne stehend, umringt vom Chor, rappen die Jungs.

Nadja kommt durch den Saal auf die Bühne, fällt mit in den Rap ein. Der Rest der Gruppe fängt an, rhythmisch zu klatschen. Aus dem Chor lösen sich die drei Mädchen und tanzen eine selbsterdachte Choreographie, wiegen sich mit pantomimisch dargestellten Rockgitarren und werfen Luftküsse. Freiheit! Aufbruch! Eine andere Gruppe löst sie ab, eine neue Choreographie entsteht. Parallel dazu kommt eine weitere Gruppe, die sich bisher hinter dem Vorhang versteckt gehalten hatte, mit Sprühdosen bewaffnet auf die Bühne. Bisher haben wir Lyrik auf der Bühne gehabt, Theater, Gesang, Musik – was noch fehlt ist bildende Kunst. Blitzschnell und perfekt aufeinander abgestimmt fangen die Künstler an, gemeinsam ein Gemälde zu erschaffen. Das Klatschen, das Summen, die Gitarre und der Rap werden ergänzt durch das Zischen der Sprühdosen. Der Geruch von Farbe breitet sich im Raum aus. Die weiße Leinwand an der rückwärtigen Bühnenwand färbt sich schwarz. Auf dem dunklen Hintergrund werden runde, bunte Formen sichtbar. Plötzlich bricht die Geräuschkulisse ab, der Chor auf der Bühne gibt den Blick auf die Sprayer frei. Diese unterbrechen ihre Arbeit und wenden sich mit der letzten Strophe des Gedichts ans Publikum:

An den Bäumen kommen Blätter, aus Borsten werden Pinsel, die Leinwand bekommt knackend Risse, und aller Schimmel wird wie weggewaschen... Die Sache riecht nach Kunst. Die Menschheit verlangt nach Liedern.

Schon in den Schlussapplaus mischen sich die ersten Takte russischer Popmusik, die Aufregung und Anspannung der letzten Tage entlädt sich in der langersehnten Disko. Und während die Hänge des Altaj von den Top Ten der russischen Charts widerhallen, gehe ich die 50 Meter vom Kulturhaus zur Brücke, die die beiden Ufer des Telezker Sees miteinander verbindet. Hinter mir erheben sich die bis zu 5000 Meter hohen Gipfel des Altaj-Massivs, unter mir schießt die Bija als einziger Ausfluss aus dem See, um sich weiter nördlich mit der Katyn zum mächtigen Ob zu vereinigen, der über tausende von Kilometern die westsibirische Tiefebene durchquert, bis er sich schließlich ins Polarmeer ergießt.

Jeder kommt aus einer gebrochenen Familie

Ich denke an Oleg, Nadja, Danijar, Pawel, Dshamilija und all die anderen. Wenn ich überlege, was diese jungen Menschen heute gegeben haben, was sie den Zuschauern geschenkt haben, wie sie das Publikum eingeladen haben, mit ihnen zu feiern - dann fällt es mir schwer, zu glauben, woher diese Jugendlichen kommen, welchen Weg sie hinter sich haben. „Jeder hier kommt aus einer gebrochenen Familie, jeder hier hat eine schwierige Geschichte“, hat mir Svetlana, die Koordinatorin der Caritas-Kinderzentren in Westsibirien, während der Proben immer wieder gesagt. Dass so ein Abend möglich ist, ist nicht das Verdienst des Sommercamps oder der Theaterpädagogik. Die Theatervor-

stellung ist nur das iTüpfelchen, das die eigentliche Arbeit einem größeren Publikum sichtbar macht und den Jugendlichen und ihren Pädagogen darüber hinaus die Möglichkeit gibt, sich selbst und den Erfolg dieser eigentlichen Arbeit verdienstermaßen zu feiern. Die eigentliche Arbeit findet in den Kinderzentren statt. Jeden Tag. Auch im Winter, und wenn niemand hinschaut. Sie macht Oleg zu dem offenen jungen Mann, den die Zuschauer heute Abend gefeiert haben. Sie macht Oleg zum Hauptdarsteller – auf der Bühne und im eigenen Leben. Das hoffe ich. Das wünsche ich mir von ganzem Herzen. Welcher Frieden in dem von Nachrichten, Vorhersagen, Vorzeichen erfüllten und nur dem Anschein nach schweigenden Obdach der Sterne und Kometen! Ich danke allen teilnehmenden Jugendlichen und Pädagogen. Ich bin glücklich, Teil dieser außergewöhnlichen Arbeit zu sein. 🐮

(die Namen der Jugendlichen wurden von der Redaktion geändert).

Laurenz Leky hat am Mozarteum in Salzburg Schauspiel studiert und an verschiedenen Stadttheatern mit Regisseuren wie Armin Petras und Johann Kresnik gearbeitet. Außerdem hat er einen MA in Conflict Resolution (Konfliktlösung) von der University of Bradford, GB. Seit 2016 leitet er das Theater im Bauturm in Köln. Zwischendurch arbeitet er immer wieder als Theaterpädagoge.





Dieser Zaun hat es in sich! 10 junge Leute aus dem Bistum Osnabrück schmigelten und strichen 2 Wochen am Kaniahaus der Caritas Osnabrück, „was das Zeug hält“. Foto: Judith Glüsenkamp.

Ein Zaun wie kein anderer!

Zaunstreicherinnen und Zaunstreicher am Werk in St. Petersburg, August 2018

von Judith Glüsenkamp

„Zwei Wochen Sankt Petersburg: Vormittags Zaunstreichen, nachmittags Freizeit!“ Diese verheißungsvollen Worte Ottmars versprachen eine spannende Zeit in Russland. Angetrieben von Neugier und Abenteuerlust, fanden sich 9 junge Menschen am frühen Morgen des 11. August am Osnabrücker Bahnhof ein. Und los ging es über Ham-

burg nach Sankt Petersburg: Der Flug dauerte etwa 2,5 Stunden. Ebenso lang brauchten wir in St. Petersburg, um mit den öffentlichen Verkehrsmitteln einmal quer durch die 5-Millionenstadt zu fahren und zum Caritasgelände zu gelangen.

Unterwegs bekamen wir einen ersten Eindruck von den Dimensionen Russlands: Ganze

Stadtviertel mit 20-stöckigen Wohnhochhäusern, Metrostationen in Fußballstadion-Format (man nennt sie „Paläste des Volkes“) sowie ein schier endloses Gewimmel von Mensch und Straßenverkehr. Gut, dass drei Personen aus unserer Reisegruppe zuvor bereits ein Jahr in Russland verbracht hatten, und uns sicher durch das Treiben führten.



Wie Außerirdische in ihren Raumanzügen, so zeigen sich hier die Freiwilligen bei ihrer Arbeit. Foto: Judith Glüsenkamp.

Bei Ankunft am Kania-Haus der Caritas wurde dem ein oder anderen Reiseteilnehmer zum ersten Mal das volle Ausmaß seiner leichtfertigen Entscheidung für diese Reise bewusst. Ein schier endloser Metallzaun von mehreren hundert Metern, mit wunderbar geschwungenen Spitzen kunstvoll verziert, umgibt das Caritasgelände. Der Zaun ist etwas in die Jahre gekommen, angerostet und mit hartnäckigem Grünspan belegt, was unsere Aufgabe umso interessanter machte. Am Tag der Ankunft ließen wir uns jedoch kaum beeindruckt und genossen zunächst unbeschwert die Gastfreundschaft in Form eines leckeren russischen Abendessens. (Auch im weiteren Verlauf gab es täglich sehr schmackhaftes russisches Essen in Bauarbeiter-gerechten Mengen, was uns für die Mühen der Arbeit angemessen entschädigte).

Echte Handarbeit

Am nächsten Morgen starteten wir mit großer Motivation und trafen Natalia, die Caritasdirektorin, die uns erklärte, wie wir bei der Renovierung des Zaunes vorgehen sollten. Nach dem

Abschleifen von abgeplatzter alter Farbe, Grünspan und ähnlichem sollten wir die „Gruntofka“ auftragen (Grundierung) und anschließend den Zaun mit „Kraska“ (Farbe) lackieren. Wir staunten nicht schlecht, als Natalia uns einige nagelneue Drahtbürsten zum Abschleifen in die Hand drückte. Handarbeit? Hunderte Meter lang? Wir begannen mit der Arbeit, doch nach wenigen Metern rebellierte bei den ersten der Kopf: „Wozu wurde die Elektrizität erfunden? Das muss doch einfacher gehen!“

Wir schickten Tobi, unseren Handwerker, und Lisa, die Russischsprachige, los, im Baumarkt geeignetes Werkzeug zu holen. Nach sehr langsam vergehenden, hoffnungslosen Stunden kamen die beiden mit zwei Flexgeräten, Drahtbürsten-aufsätzen sowie etwa 200m Kabel wieder. Nach dem Mittagessen probierten wir es damit und siehe da: Die Metallstäbe ließen sich wunderbar maschinell freischleifen. Lediglich die bereits erwähnten kunstvoll verzierten Spitzen mussten wir weiterhin händisch schleifen und streichen, was gelegentlich zu verzweifelter Frustration und un-

kontrollierten Wutausbrüchen führte. Stolz beendeten wir den ersten Arbeitstag und freuten uns über das Tagwerk. Doch die nächsten Hürden sollten nicht lange auf sich warten lassen. In den nächsten Tagen hatten wir mit zu wenig Gruntofka (Grundierung), zu stark eingedickter Gruntofka, in Erde eingegrabenen sowie von Sträuchern zugewachsenen Zaunteilen zu kämpfen. Doch für alles fand sich eine Lösung, und auch das Wetter war uns gewogen: Kein Regen, dafür 20 bis 24 Grad.

Ein ewiges Auf und Ab

Nach und nach wurde uns allerdings klar: Auch bei besten Arbeitsbedingungen ist dieser Zaun einfach zu lang, um ihn in zwei Wochen vollständig zu renovieren. Wenn es gut läuft, schaffen wir ein Viertel bis ein Drittel des gesamten Zaunes – mehr ist beim besten Willen nicht möglich. Wir konzentrieren uns daher auf die schlechteste Ecke und arbeiten uns nach rechts und links vor.

Nach getaner Arbeit nutzten wir die Zeit, um Sankt Petersburg zu erkunden. Neben den historischen Stätten wie dem glanzvol-



len Peterhof und der beeindruckenden Kunstsammlung in der Eremitage, gibt es auch viel Alltagsleben zu entdecken. Ein Teil der Gruppe fuhr zu einem russischen Flohmarkt, ein anderer Teil besuchte ein etwas heruntergekommenes Hinterhaus, in dem sich Modefirmen, Bars und eine schöne Dachterrasse befinden. Und zwischendurch führen wir immer wieder unzählige Strecken mit Bussen, Kleinbussen, Metro und Boot. Mit Hilfe unserer russland erfahrenen Teilnehmer lernten wir, die kyrillischen Buchstaben zu entziffern, so dass wir uns zunehmend zurechtfinden und nur selten in die falsche Richtung liefern.

Die meisten Teilnehmer unserer Gruppe rekrutieren sich aus dem Kreis ehemaliger FDAler („Freiwillige Dienste im Aus-

land des Bistums Osnabrück“; junge Menschen, die für ein Jahr im Ausland leben und in einer karitativen Einrichtung mitarbeiten). Nicht nur die Auslandserfahrung, auch die gemeinsame Vor- und Nachbereitung in Form von Seminaren schweißt die meisten FDAler zusammen.

FDA-Spirit

Dabei gibt es einen besonderen, gemeinsamen „FDA-Spirit“: Lust auf neue Erfahrungen, Neugier auf andere Lebensweisen (sei es im In- oder Ausland), der Wunsch, weniger Privilegierten weiterzuhelfen, und ein Geist der Nächstenliebe prägen diesen Spirit. Und last but not least geht es auch darum, gemeinsam ordentlich Spaß am Leben zu haben. Nach diesen

Maßstäben kann man sagen: Auch der Zaunstreich-Einsatz in Russland war erfüllt von diesem Geist und hat uns allen sehr viel Freude bereitet. Sei es beim Zaunstreichen, beim Mittagessen oder beim Feierabendbier: Es gab jede Menge angeregten Austausch zu den wichtigen Themen des Lebens, aber auch lustige Anekdoten und Geschichten, die uns noch lange in Erinnerung bleiben werden.

In Summe können wir sagen: Dies war nicht nur ein freiwilliger Arbeitseinsatz in Russland, verbunden mit der Möglichkeit zu Sightseeing vor Ort. Dies war auch eine Gruppenreise, in der wir zu einer Gruppe zusammengewachsen sind und jede Menge voneinander gelernt haben. Danke für diese Gelegenheit! 🐮



Das Eingangstor und ein großer Teil des Zauns um das Kaniahaus, dem Sozialzentrum der Caritas St. Petersburg sehen aus wie neu. Nächsten Sommer soll der Rest fertiggestellt werden. Foto: Kristin Köster



Ob die Stände auf den sibirischen Märkten im Winter so üppig mit Obst und Gemüse aus den Datschas ausgelegt werden können, ist auf Grund der schlechten Ernte nicht zu erwarten. Foto: Ottmar Steffan.

Der nächste Winter bringt eine Hungersnot

Auszug aus „NOVOSTI“, dem Newsletter der Sibirienhilfe der Armen Schwestern vom heiligen Franziskus

von Verena Bauwens, Pressesprecherin der Sibirienhilfe der Armen Schwestern vom heiligen Franziskus

Noch vor Ostern konnte uns Natalja Sokolova davon berichten, dass der Winter 2017/2018 glücklicherweise im normalen Rahmen blieb und es keine besondere Kältewelle oder ähnliche Wetterkatastrophen zu verzeichnen gab. Doch das Ende des Winters sollte alles noch einmal drehen.

Nachdem der Winter zunächst unerwartet warme und milde Temperaturen mit sich brachte, freuten sich bereits alle auf ein ebenso mildes und vor allem

zeitiges Frühjahr sowie einen warmen Sommer. Beides wäre gut gewesen für reiches Wachstum der Pflanzen und damit eine gute und reiche Ernte.

Doch der April und Mai, in dem üblicherweise die Aussaat erfolgt, weil die Frühlingssonne den Boden tauen lässt, waren sehr kalte Monate.

Der erste warme Tag war erst im Juni. Alles was ausgesät wurde, ist vielfach nicht aufgegangen. Das was aufgegangen ist, ist erfroren. In Novosibirsk wurde deswegen bereits für den

ganzen Oblast, in Omsk schon für drei Landkreise, der Katastrophenalarm ausgelöst. Eine landwirtschaftliche Katastrophe steht bevor, da die Felder nicht rechtzeitig bestellt werden konnten. Die Administration von Oblast und Landkreisen geht davon aus, dass die Menschen im Sommer noch auskommen und die Vorräte des vergangenen Jahres aufbrauchen werden, aber dass ab Herbst viele Menschen um Hilfe bitten werden, weil sie nichts mehr zu essen haben.





Teuer werden Paprika und anderes Gemüse und Obst in Sibirien, denn Frost noch im Juni dieses Jahres hat zu erheblichen Ernteausschlägen geführt. Die Kartoffelernte ist besonders getroffen. Foto: Ottmar Steffan

Die zu erwartende Not wird vor allen Dingen die einfachen Leute treffen. Wer eben kann, hat ein kleines Stück Land außerhalb der Stadt, oder seinen Nutzgarten. Die Menschen sind auf die Ernte angewiesen, denn sie sichert das Überleben. Dort, wo das Getreide oder Kartoffeln und Gemüse trotz der Temperaturen angegangen sind, wird die Ernte sehr gering ausfallen, denn der Sommer ist kurz und es bleibt nur wenig Zeit zum Wachsen und Reifen.

Aber auch die gesamte Bevölkerung wird vom langen Winter betroffen sein, denn Grundnahrungsmittel wie Getreide wird es im sibirischen Teil Russlands nicht in ausreichender Menge geben und man wird für die Produktion von beispielsweise

Brot die Zutaten in den südlichen Teilen Russlands einkaufen müssen. Der weite Transport, das teure Benzin und ein Mangel an Ware werden den Preis antreiben.

Die Caritasmitarbeiter schauen bereits jetzt voller Sorge auf den kommenden Winter ...

In den Landkreisen rund um Omsk liegt das Einkommen vieler Familien bei monatlich 500 Rubel (6,80 Euro) pro Person. Fast alle leben mit einem Garten oder einem kleinen Acker. Die meisten Landkreise der Caritas Omsk gehen nach Norden, dort ist es noch kälter als in der Stadt Omsk und die Lebensbedingungen noch extremer. Die Landbevölkerung lebt oftmals von

Kartoffeln. Zwar führen diese ohne Ergänzung zur Mangelernährung, aber sie verhindern das Verhungern.

In normalen Jahren werden die Kartoffeln Ende April/Anfang Mai eingesetzt. Dieses Jahr konnten sie erst Ende Juni gesteckt werden. So die Kartoffeln denn überhaupt wachsen, werden sie nur ganz klein bleiben und die Ernte wird sehr gering ausfallen. Wenn es in der Stadt noch irgendwie möglich ist, eine Arbeit zu finden und den Lebensunterhalt zu verdienen und damit Lebensmittel kaufen zu können, so ist dies in den Landkreisen kaum möglich, weil es einfach keine Arbeit gibt. 🐄

Ich weine immer, wenn ich mich erinnere...



Liebe Spenderinnen und Spender, ich freue mich, dass ich persönlich eine Möglichkeit habe, mich bei Ihnen für Ihre Hilfe zu bedanken, weil mein Leben sich dadurch sehr verändert hat! Ich heiße Alena (s. Foto, Foto: Caritas) und bin 25 Jahre alt.

Vor einem Jahr passierte ein schlimmes Ereignis bei mir - meine Mutter verstarb und ich blieb allein mit meinem Baby ohne Hilfe und ohne Unterstützung. Wir waren immer arm. Ich bin ohne Vater aufgewachsen. Wir mieteten eine Woh-

nung. Aber nach dem Tod meiner Mutter sollte ich nach zwei Monaten die Wohnung verlassen, weil ich kein Geld für die Miete hatte. Eine Woche verbrachte ich bei meiner Freundin, dann zwei Tage am Bahnhof. Ich hatte kein Geld, um dem Kind das Essen zu kaufen. Im Ergebnis wurde meine Tochter ins Kinderheim gebracht.

Ich versuchte zu kämpfen, aber es war ohne Wohnraum und Geld unmöglich. Zu jener Zeit lebte ich in einem halbverfallenen Sommerhaus zusammen mit Obdachlosen. Ich selbst wurde

auch obdachlos. Nach einem Monat durfte ich nicht mehr ins Kinderheim, weil ich schmutzig war. Nach einem halben Jahr hatte ich die Hoffnung, dass ich meine Tochter Sonetschka wieder bei mir haben kann, aufgeben. Doch dann fand ich ein Projekt in der Caritas, das bedürftige Familien unterstützt. Zum ersten Mal hörte man mir aufmerksam zu. Die Mitarbeiterin fragte mich: „Möchten Sie Ihr Kind wieder bei sich haben?“ Als Reaktion darauf begann ich zu weinen...

Durch die Unterstützung der Caritas konnte ich angestellt werden und eine Wohnung mieten. Ich gewöhnte mich daran, wieder in der Wärme zu leben. Einige Monate lang ernährte ich mich in der Suppenküche der Caritas. Die Mitarbeiterinnen begleiteten mich ins Kinderheim. Die Direktorin des Heimes redete mit uns schon anders und erklärte, was man machen muss, um meine Tochter aus dem Kinderheim zu nehmen und erlaubte mir das Treffen mit ihr. Ich weine immer, wenn ich mich an diese Zeit erinnere... Nach 5 Monaten kehrte Sonetschka nach Hause zurück. Wir beide können voneinander nicht lassen. Ich habe Angst, sie wieder zu verlieren. Ich weiß, dass ich ohne die Hilfe der Caritas nie meine Tochter wiederbekommen hätte. Ich bin Ihnen sehr dankbar! Ich bedanke mich im Namen aller Mütter und Kinder, die Sie unterstützen! Liebe Grüße, Alena und Sonetschka. 🐮



Festliche Weihnachtsstimmung erfüllt die Kirchenräume der katholischen Gemeinde Zur Heiligen Familie in Kaliningrad bei der Feier mit Obdachlosen und den Ärmsten der Armen - letztes Jahr und dieses Jahr wohl wieder. Foto: Caritas Kaliningrad.

Anblick einer Weihnachtskrippe

Rückblick auf die Arbeit in der Kaliningrader Suppenküche und der medizinischen Ambulanz der letzten zwei Jahre

von Victoria Krasina, Gemeinde Heilige Familie, Kaliningrad

Die Armut ist groß im russischen Bezirk Kaliningrad (ehemals Königsberg). Deshalb haben viele Menschen vor 23 Jahre mit Herz und Seele in der Stadt auf einem Gelände der katholischen Kirchengemeinde Heilige Familie eine Suppenküche eingerichtet, die erste in der Stadt. Noch heute gibt sie unter der Woche täglich Mahlzeiten an über 80 Menschen aus. Viele

nehmen noch etwas mit für Kranke zuhause oder ihre Nachbarn, die nicht kommen können.

In den sozialen Diensten, der Verwaltung und der Hauswirtschaft arbeiten neun Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Darüber hinaus wurde die Arbeit von vielen ehrenamtlichen Helfern (Gemeindemitgliedern, Bekannten, Freunden und Obdachlosen) unterstützt. Bedürftige

Menschen können fünf Mal in der Woche in der Suppenküche ein warmes Mittagessen bekommen.

Ambulanz für Obdachlose

Obdachlose Menschen sind auch in Kaliningrad eine Randgruppe, der die Gesellschaft mit offener Verachtung begegnet. Gewalttätige Übergriffe durch die Bevölkerung und die Poli-

zei, mit Körperverletzung bis hin zu Totschlag, sind keine Seltenheit und werden im Allgemeinen nicht geahndet. Das Leben der Obdachlosen ist in den kalten Monaten sehr gefährdet. Ihre Lebenserwartung ist sehr gering. Obdachlose leben in den Schächten der Fernheizung, außen auf den warmen Rohren, auf den Dächern von Hochhäusern, in Kellern und in den Festungsrüinen. Von Obdachlosigkeit betroffen sind Männer und Frauen, junge und alte Menschen, Gesunde und Kranke, Akademiker und Menschen ohne Ausbildung. Sie erhalten in der medizinischen Ambulanz eine qualifizierte medizinische Hilfe, ein Mittagessen, Kleidung und Beratung. Hier erfahren sie Achtung und menschliche Zuwendung. Im Allgemeinen kann ein Obdachloser drei bis fünf Mal in der Woche diese Hilfe bekommen. (Fotos: Caritas Kaliningrad)



Besondere Ereignisse

Es gefällt uns sehr, wie Papst Franziskus sich mit den Armen beschäftigt und immer wieder auf sie aufmerksam macht. Am 11. Februar, dem Tag der Kranken, erteilte unser Pfarrer den Besuchern der Suppenküche einen besonderen Segen. Gemeinsam beteten wir für alle Kranken, besonders für die aus unseren Reihen. Am 11. November erzählten wir vom Heiligen Martin, wie dieser einem Bettler half und dabei Christus selber gedient hat. Wir riefen unsere Bedürftigen dazu auf, einander behilflich zu sein und das Wenige miteinander zu teilen. Dabei unterstrichen wir die notwendige Dankbarkeit und das

Dankgebet. In 2017 hielten wir mit den Besuchern der Suppenküche und den Obdachlosen zum ersten Mal in der Kirche eine kleine Weihnachtsfeier ab. Pfarrer Alexander hielt eine kleine Ansprache, wir lasen das Weihnachtsevangelium, dankten besonders unseren Helfern und teilten an alle Weihnachtspakete aus, die unsere Gemeinde gespendet hat. Ein besonderes Geschenk waren hier die Plätzchen

und das Müsli aus Deutschland. Zum Schluss segnete Pfarrer Alexander jeden Einzelnen und fand für jeden ein persönliches Wort. Alle waren sehr angetan. Viele von ihnen haben zum ersten Mal eine Weihnachtskrippe gesehen. Wir waren glücklich und zufrieden, in so einem Rahmen die Weihnachtsgeschenke austeiln zu können. Auch in diesem Jahr planen wir eine Weihnachtsfeier. 🐮





Heu für Kühe in Stepnoje

„Hier hat es gestern das erste Mal seit langem wieder geregnet. Die Wiesen sind braun und die Leute sagen, dass so eine Dürre selten war.“ So beginnt die Mail von Pater Bosco aus Marx im Juli 2018. Und weiter schreibt er: „Eine Kuh gibt zur Zeit am Tag nur 7 oder 8 Liter Milch. In Stepnoje kamen mehrfach Anfragen, ob wir eine Hilfe für Heu geben können, denn der Preis für Heu ist in diesem Jahr infolge der Trockenheit sprunghaft gestiegen. Vielleicht gibt es noch einen feuchteren August und der Heupreis fällt wieder. Aber falls er so bleibt und manche ihre Kuh nicht über den Winter bringen können, wäre die Frage, ob über das Projekt Unterstützung denkbar wäre.“

Nach weiteren Mails und Telefongesprächen mit Pater Bosco war klar, dass die Heuernte katastrophal ausgefallen ist, die allermeisten unserer Kuhfamilien im bettelarmen Stepnoje kaum über Barmittel verfügen und das Überwintern der Kühe in Gefahr gerät. Eigentlich ist das Kuhprojekt von Anfang an als Hilfe zur Selbsthilfe konzipiert, aber was tun, wenn die Empfänger so am existentiellen Limit sind? Helfen war angesagt und Pfarrer Bosco und die Kuhfamilien in Stepnoje sind überglücklich. (Fotos: Ottmar Steffan) 🐮





Wir über uns

Seit über 20 Jahren hat es sich die Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
 osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Ottmar Steffan

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts _____ BIC _____

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
 Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
 DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
 NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent _____

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
 Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN
 DE _____ 08

Datum _____ Unterschrift(en) _____

113 377 000

